V.126. Opusc. 59.

Schulbibliothek

Bibliothek
des
Alten Gymnasiums
in
Regensburg

Hist. 1265

[illegible]

Bibliothek
des
K. Alten Gymnasiums
in
Regensburg.

5

Allgemeine
Historische Taschenbibliothek
für
Jedermann.

Fünfter Theil.

Geschichte der Schweiz.

Erstes Bändchen.

Dresden.
P. G. Hilschersche Buchhandlung.
1826.

Die
Geschichte der Schweiz.

Von

D. K. W. Baumgarten-Crusius.

Bibliothek des Alten Gymnasiums in Regensburg.

Erstes Bändchen.

Hist. 1265
~~1058~~
~~1114~~
~~1068~~

Dresden.
P. G. Hilschersche Buchhandlung.
1826.

Zur
k.
Studien=Anstalts-
Bibliothek

Staatliche Bibliothek
Regensburg
9.79651 474

Die erste Durchsicht des französischen Werkchens über die Schweizergeschichte, betitelt: Résumé de l'histoire de Suisse par Philarète Chasles, Paris 1825 überzeugte mich, daß ich es meiner Darstellung nicht zum Grunde legen könnte, ohne mit meinen Ansichten von historischer Treue und mit meinen Lesern zu zerfallen. Die Genauigkeit, die bei uns oft Tugend und Fehler zugleich ist, fand ich bis zu grellen Unrichtigkeiten in bedeutenden Namen und Jahrzahlen vernachlässigt; die Behandlung und der Ton des Ganzen schien mir mehr auf flüchtige, angenehme Unterhaltung, als auf wirkliche Belehrung über so große und für die Gemüthserhebung aller Zeiten wichtige Begebenheiten berechnet zu seyn. Auch dürfte es dem Franzosen am wenigsten gelingen, sich in das innere Leben besonders der alemannischen Schweizergeschichte so hineinzudenken, als es dem Deutschen bei so großer Verwandtschaft seiner Geschichte und seiner Interessen möglich ist. So habe ich denn nur die vorläufigen Betrachtungen des französischen Bearbeiters

(réflexions préliminaires) vorausgeschickt, zu meiner Rechtfertigung oder zu meinem Tadel, wie man es wollen mag. Die Schilderung der Ereignisse und die Anordnung des Ganzen ist mein eignes Werk, so weit es möglich ist, nach Johannes Müller und nach Heinrich Zschokke's „Geschichte des Schweizerlandes für das Schweizervolk" ein neues Buch über diese Sachen zu schreiben. Beiden bin ich, ohne andere Hülfsmittel unbenutzt zu lassen, treulich gefolgt, wie mein französischer Vorgänger, doch mit dem Unterschied, daß jener glänzende Worte und feine Bemerkungen, ich Wahrheit und Theilnahme des Gefühls mehr beabsichtigte. Daß ich nicht selten die eignen Ausdrücke jener Meister beibehielt, werden die nicht tadeln, die sie kennen; die werden mir es danken, die den Weg zu ihnen noch nicht gefunden haben.

Dresden den 10. März 1826.

D. K. W. Baumgarten-Crusius.

Einleitung
des französischen Verfassers.

Keine Geschichte gewährt so mannigfaltige Ansichten, als die der Schweiz. Jeder ihrer Gaue hat seine eignen Jahrbücher, so verschieden als seine Sitten und seine örtlichen Bestrebungen. In dieser kurzen Darstellung mußte ich den Versuch machen, mit flüchtigen, aber scharfen Zügen die Begebenheiten dieser kleinen verbundenen Völkerschaften zu bezeichnen, die Fortschritte ihrer Ausbildung anzudeuten, von ihrer Unterdrückung, ihren Siegen, den Veränderungen ihrer Verfassung zu erzählen, ohne auf eine vollständige Schilderung jeder derselben Anspruch zu machen. Dieses Ganze, zusammengesetzt aus verschiedenartigen Stoffen, in einem Bilde hinzustellen, war die Pflicht des Geschichtschreibers der Schweiz; die örtlichen Merkwürdigkeiten gehören den Verfassern der Städtegeschichten an.

In dieser Landschaft, die nirgends sich gleich ist, vereinigt ein enger Raum alle Erscheinungen der Natur. Die Gestalten, die Erzeugnisse, die Klimate widersprechen und begegnen sich innerhalb weniger Quadratmeilen; die Pflanzen aller Zonen

bekleiden die Wände der Alpen; der wilde Weinstock badet sich in den Bergströmen, welche die Gletscher durchfurchen; eine ewige, man möchte sagen ruhige Mannigfaltigkeit, entsteht aus allen diesen Gegenspielen der Natur. Hier breiten sich weite Wasserflächen, und sich krümmend verfließen sie in den Gränzen des Gesichtskreises; hier grünende Auen, die stille Heimath weidender Heerden; dort nackte, graue Felsen, unter eisigem Himmel oder glühender Sonne; der furchtbare Sturz der Wasser neben der ruhigen Herrlichkeit der Berge; uralte Schneelager, deren Glanz in die Nacht hinein leuchtet; so viele Gegenstände, in einem kleinen Lande versammelt, entzücken den Wanderer, der den Wechsel und den Widerstreit derselben in stiller Betrachtung zusammenstellt, und sie mit den verschiedenen Einrichtungen vergleicht, die in diesen Thälern und in diesen Weilern herrschen.

Die ersten Bewohner, ausgebreitet auf einem so ungleichen Boden, einander fremd, und abgeschieden in ihren Marken, haben eben so viele abweichende Eigenthümlichkeiten in Verwaltung, Sprache und Sitten beibehalten, als die Natur Schranken zwischen jeden ihrer Stämme gestellt hatte. Setzt man sechsmal über einen Strom hinüber und herüber, man findet auch sechs Völkerschaften verschiedener Abkunft, leicht bei dem ersten Anblick zu erkennen, die ihren besondern Gesetzen gehorchen.

Die allmälige Verschmelzung dieser Völker war nicht die Folge eines politischen Systems, sondern der Zeit, des Bedürfnisses, und des Zufalls. Der

schweizerische Bund stellte eine auffallende Vereinigung unzusammenhängender und entgegengesetzter Bestandtheile dar. Man sah Republiken von sechszehnhundert Seelen unabhängig bleiben mitten unter andern mächtigen und verbundenen Staaten. Unter diesen letzteren bemerkte man freie Stände und unterthänige Stände; Gemeinen in Lehnspflicht gegen andere Gemeinen; Landleute als Könige über andere Landleute regierend; stolze Demokratien, die den Zehnten an Abteien zahlten; Völkerschaften, die alljährlich ihre Obrigkeiten neu wählten, und andere der unverbrüchlichen Gewalt erblicher Senate unterworfen.

Hier, wo alle Erzeugnisse und Eigenheiten der Natur neben und über einander erschienen, versammelten sich auch die Abbildungen im Kleinen und gleichsam die Probemuster aller Regierungsarten; hier republikanische Hirten, von einer Menge kleiner Räthe regiert; dort eine Familienversammlung, welche drei oder vier Freistaaten, die sich um sie herum gebildet haben, Gesetze gibt. Wahrlich eine sonderbare Vereinigung fremdartiger Stoffe in einer Landschaft, die in sich selbst und von andern so verschieden ist!

Und doch bildeten sie ein Ganzes, das vor den Augen von ganz Europa Achtung verdient. Welches war das Band, das sie einigen konnte?

Das sichtbare Band war schwach, die politische Gestaltung wenig zusammenhängend, die Bedingungen der Vereinigung ungleich, die Rechte der Einzelnen verschieden. Die Bürger theilten sich in Klassen und Klassen, und die Republiken selbst wa-

ren einige unterworfen, andere lehnspflichtig, andere im Besitz der Lehnsherrlichkeit. Diejenigen, welche ihre Macht vergrößerten, erweckten die Eifersucht aller übrigen; nirgends Bürgschaft der gemeinschaftlichen Sicherheit; und kein Mittelpunkt der Macht oder der Freiheit.

Aber eben dieß war die verborgene Ursache eines so friedlichen Bestehens. Mitten unter diesen Elementen der Zerstörung erzeugte sich der Keim des Lebens in den Sitten der Einwohner selbst. Die Unabhängigkeit aller Bürger, jedem der Bürger theuer; die Sicherungen der Freiheit der Einzelnen, geheiligt durch die Gesetze und überall neu vermehrt; jener erste Staatsgrundsatz, Unverletzlichkeit der Personen und des Eigenthums, bewahrt mit beständiger, unverletzlicher Treue; das waren die inneren Ursachen des friedlichen und festen Bestehens der Schweizer. Wohl konnte der Keim der Unordnung in den Verfassungen sich zeigen; der Grundsatz der Ordnung blieb immer tief befestigt in dem Innern des Gedankens und der Sitte.

So genügt eine kleine Zahl fester Grundsätze und strenger Tugenden zu der Freiheit eines Volkes, und siegt über die Mangelhaftigkeit seiner Verfassung. Während Venedig und Genua, einer dem Scheine nach viel vollkommnere Staatslehre folgend, nur durch den Schrecken eine drückende, immer gestörte und immer fürchtende Freiheit behaupteten, lebten die dreizehn Kantone glücklich ohne geheime Polizei, ohne unruhige Gebieter, ohne daß eine drohende Macht ihre Unabhängigkeit an einen eisernen Thron zu] fesseln unternahm. Nirgends

zeigte sich die Gewalt, welche die Gesetze vertheidigen will und die Sitten zerstört. Ein Geist der Ordnung und des Ausharrens bei dem Bestehenden herrschte, ungeachtet theilweiser Bewegungen, in dem ganzen Umfange der Schweiz. Die öffentliche Rechtlichkeit war in Ehren, wie die der Einzelnen. Reinlichkeit, Regelmäßigkeit in der Arbeit, und jener ländliche Wohlstand, der in seiner Einfachheit so reizend ist, verkündigten die Wohlhabenheit der Einwohner. Man fand die Proben schweizerischer Freiheit am Fuß ewiger Schneelager und in der Mitte der unzugänglichsten Thäler. Die Natur war der Kraft des Menschen unterworfen worden in dem Herzen der Felsen des St. Gotthard und des Gemmi. Die freie Betriebsamkeit Helvetiens beschämte die Armuth der angränzenden Theile Deutschlands. St. Gallen, eine Gewerbstadt, hob sich neben Constanz, das, ehemals so reich, zugleich unabhängig und arm geworden war. Man verfertigte Leinwand, Spitzen, Uhren, baumwollene Zeuge in den Ebenen und auf den Gebirgen. Das Leben war getheilt zwischen den Beschäftigungen des Hirtenstandes und des Gewerkes, zwischen Arbeit und geistiger Ausbildung. Der Schäfer las, und in den äußersten Sennen fand man die Geschichten Rom's, Athen's, und Venedig's, mit welchen Landleute und Handwerker nach der Tagesarbeit sich unterhielten.

Man bewunderte bei den Bewohnern teutschen Stammes, welche die östliche Seite Helvetiens einnahmen, seltenen, natürlichen Verstand, Geradheit, Ausdauer, und die Eigenschaften des Geistes und

des Lebens, die, mit dem Selbstbewußtseyn zufrieden, weniger glänzen als im Stillen sich ausbilden wollen; bei den Schweizern des romanischen Landes mehr Lebhaftigkeit, mehr rasches und glänzendes Hervortreten; eine Mischung teutscher und französischer Sitten; einen Charakter, zusammengesetzt aus tiefem Eindringen, aus Geschick im Handeln, aus Ehrlichkeit und geistigem Aufschwung, der jene Sitten und jene Thätigkeit dem überraschten Beobachter zeigte, in welchen Genf lange Muster gewesen ist.

Bevor wir die politische Gestaltung der verschiedenen Kantone überschauen, mag folgendes Verzeichniß sowohl die Reihe, die sie einnehmen, als die Zeitpunkte zur Uebersicht geben, in welchen sie in den helvetischen Bund aufgenommen worden sind*):

Alte Kantone.

1. Zürich. —	Aufgenommen		1350.	Relig.	reform.
2. Bern. —	:	:	1352.	:	reform.
3. Lucern. —	:	:	1332.	:	kathol.
4. Uri. —	:	:	1315.	:	kathol.
5. Schwyz. —	:	:	1315.	:	kathol.
6. Unterwalden.	:	:	1315.	:	kathol.
7. Zug. —	:	:	1352.	:	kathol.
8. Glaris. —	:	:	1351.	beid.	gemischt.

*) Weil diese Einleitung dem Franzosen allein ohne Aendernug angehört, so enthalten wir uns bei dem Folgenden, wie zuvor, jeder Bemerkung, so viel sich ihrer darbieten. Wie statt der dreizehn Kantone später achtzehn, neunzehn, und zuletzt zwei und zwanzig geworden sind, wird das Ende des Buches erzählen. B. Er.

Neue Kantone.

9. Basel. — Aufgenommen	1501.	Relig.	reform.
10. Freiburg. : :	1481.	:	kathol.
11. Solothurn. : :	1481.	:	kathol.
12. Schafhausen. : :	1501.	:	reform.
13. Appenzell. : :	1513.	beid.	gemischt.

Wenn man fragt, welche Art bürgerlicher Regierungsform im Ganzen in diesen verschiedenen Kantonen waltet, so muß man antworten: die patriarchalische. Seit fünfhundert Jahren folgt man immer noch dem Familiensystem in einem Lande, in welchem die Ungleichheit der Verfassungen aus der der Gegenden entsteht.

Bern ist tief aristokratisch. Eine feste, unvermischte, strenge Regierung, das Erbeigenthum einiger Familien, ein Ideal von Alleingewalt, deren eine geringe Zahl alter Geschlechter sich bemächtigt hat.

Zürich, weniger kriegerisch und ganz wissenschaftlich, verband mit ländlicher Sitteneinfalt hohen Aufschwung der Geister. Die Freiheit war fast dahin. Hier behauptete man die veralteten Mißbräuche den geistigen Anforderungen gegenüber, während sie Bern aus Mangel an Aufklärung in Ehren hielt.

In Lucern war die Zahl der Regierenden noch kleiner, und das Ansehen derselben weniger angefochten.

In Freiburg und Solothurn rechneten dieselben so ganz auf die Hingebung der Untergebenen, daß sie kein Bedenken trugen, ihnen die Geschäfte zu überlassen, sich selbst nur die Waffenmacht vorbehaltend.

Basel und Schafhausen hatten eine gemischte Verwaltung.

Uri, Unterwalden, Schwyz, Zug (die vier Waldstädte), Glaris, Appenzell, obgleich demokratisch, gehorchten Familien aus ihrer Mitte, deren Ansehen unangefochten blieb.

Genf hatte seine eigenthümliche Verfassung, eine sonderbare Mischung der Vorzüge und der Gefahren der Aristokratie und der Demokratie.

Endlich fand man unter demokratischen Formen die Oligarchie in den Kantonen Waadt, Argau, Thurgau, Tessin, St. Gallen, Graubünden, Wallis, und Neufchatel.

Diese Verwaltungsarten sind es vorzüglich, die dem ersten Ueberblick in mannigfaltiger Mischung sich zeigen, mitten in einem Bunde, der so berühmt und lange Zeit unüberwindlich gewesen ist. Ungeachtet der Unregelmäßigkeit seiner Formen verdient er unsere Achtung und Bewunderung, wie irgend einer, von welchem die Geschichte erzählt. Eine so unvollkommene und so oft gestörte Vereinigung, welche überdieß der Widerstreit der Religionsmeinungen theilte, hat sich nur durch den geraden Sinn, die Sitteneinfalt und die alterthümliche Vaterlandsliebe der Obrigkeiten und der Bürger erhalten. Ein Beispiel für die Nationen! Wenn es möglich ist, daß die Verfassungen die Menschen ändern, so sind auch die persönlichen Tugenden ausreichend unter unvollkommenen Verfassungen. Was man vor allem erhalten muß, ist nicht die äußere Form der Verwaltung, sondern die Kräftigkeit und die Einfachheit der Gesinnung.

Eine Bergkette, die sich unfern der Rhonemündungen erhebt, zieht sich über die Gränzen Frankreichs nach Morgen zu, umfaßt in mondförmiger Gestalt den Norden Italiens, und reicht durch die südlichen Provinzen des östreichischen Deutschlands bis in Ungarn hinein, den Karpathen sich nähernd, einem weiten Auslauf der asiatischen Riesengebirge, unter denen die Ahnherren des Menschengeschlechts ihre Kinderjahre verlebten. Es sind die Alpen, die große Scheidewand der Völker und ihrer Geschichten. Der Montblanc, der große Bernhard, der Monte Rosa, der Simplon, in den griechischen und penninischen Alpen; in der zweiten Reihe die Berner Hochgebirge, unter ihnen der Gemmi, die Jungfrau, das Finsterahorn, das Schreckhorn, der Grimsel, der Furka, dann gegen Morgen St. Gotthard und die Felsenwände Graubündens und Tyrols, sie stehen mit ihren Eisfeldern und selten erklimmten Spitzen wie eine ewige Verschanzung um das Land herum, das die Alten Helvetien, die Neuern seit dem sechszehnten Jahrhundert die Schweiz nannten. Die Landschaft, sich senkend und wieder erhebend, besteht in Anfangs engern, dann sich mehr breitenden Thälern, die gegen Abend bis zu den Kalkbergen des Jura reichen. Aus den innern Gewölben dieser ungeheuern Baue der Natur strömen der Rhone, der Rhein, der Inn, mit einer Menge Nebenflüssen; und unermeßliche Wasserschätze sammeln sich in den Seen, die, ausgebreitet und tief, wie in wenigen Theilen der Erde, von Kap. 1.

der südlichen und westlichen bis zur nördlichen Gränze, und überall in den Senkungen des innern Landes, hier mit wilderer, dort mit anmuthigerer Umgebung dem Auge immer neuen Wechsel reizender Ansichten, dem Verkehr die bequemsten Verbindungen, und dem Bewohner unvergängliche Erinnerungen darbieten. Der Schweizer, wenn er die große Natur seiner Heimath betrachtet, hört von den Bergen die Stimme: Sey frei und glücklich in deiner Abgeschiedenheit von andern Völkern der Erde! und die Geschichte sagt ihm: deine Ahnherren gewannen tapfer und treu diese Freiheit, und die kommenden Geschlechter werden dich strafen, wenn du entartet sie verlierst!

Kap. 2. Wann und woher die ersten Einwohner in diese Gegenden eingezogen sind, welche, in uralter Zeit von großen Wassern überströmt, in ihrer Wildniß mehr zurückschrecken als einladen mußten, den Bären, Wölfen, wilden Stieren und Widdern, und den horstenden Raubvögeln ein lange ungestörter Aufenthalt, davon weiß die Geschichte nichts zu erzählen. Alte Sagen und Vermuthungen, aus jenen und denen anderer Völker gezogen, weisen auf Mittelasien, als die Wiege der celtischen und germanischen Stämme hin, die, nach Europa vorgedrungen, einige im Norden, andere im Süden der Karpathen fortzogen, jene nach dem Ost- und Nordmeere zu, diese auf beiden Seiten der Alpen, durch welche getrennt sie von der Eigenthümlichkeit der gefundenen Wohnsitze und den verschiedenen Begebenheiten verschieden gestaltet und bestimmt wurden. Arm und ohne große Bedürfnisse mochten sie

in Bezwingung der Natur und mäßigen Genüssen nach ihrer Weise glücklich seyn. Die übrige Welt kannte sie nicht. Weder Unglücksfälle, die andere Menschen in ihr Loos zogen, noch blutig erkaufter Ruhm, noch Verbrechen unter sich oder gegen andere Geschlechter, gaben ihnen einen Platz unter den Völkern, von denen gesprochen wird. Die Griechen und Römer besuchten den Rhonestrom, von seiner Mündung bei der griechischen Pflanzstadt Massilia an, verfolgten dann den Lauf desselben in Gallien hinan, gelangten an den Lemanersee, und drangen zuletzt bis nahe zu den Quellen, die aus ewigem Eis hervorbrechen. Das Innere des Landes blieb ihnen unerforscht; denn sie scheuten die Schrecken der entsetzlichen Wände, und das unbegüterte und kräftige Volk konnte die Gefahren und Drangsale des Kampfs nicht belohnen. Doch erzählen sie, daß es nach Art aller Galen oder Gallier, denen es zugezählt wird, in Städten und Flekken vertheilt, in vier unter sich verbundenen Gauen wohnte, zwischen Rhone und Rhein, dem Juragebirge und den rhätischen Alpen. In diesen aber barg sich vor Besuch und Anfeindung ein anderer wilder Stamm, von welchem später die Rede seyn wird.

Um das Jahr 113 vor Christus zogen Völkerschaaren, deren Zahl auf dreimal hunderttausend Streiter angegeben wird, aus dem Norden Teutschlands und vielleicht aus den Gegenden jenseits der Ostsee, von Wasserfluthen und Hungersnoth aus der Heimath getrieben, gegen Abend und Mittag, um neue freundlichere Wohnungen zu suchen. Die

Kap. 3.
113 v. Chr.

Römer nennen sie die Cimbern (Kymern) und die Teutonen. Sie breiteten sich in den nächsten Jahren vom Rhein bis tief in Gallien, und über die Donau bis Illyrien aus. Die Ambronen und Bojen, deutsche Völkerschaften, und zwei helvetische Gaue, der Tigurinische (der Züricher) und der Tugenische (der Zuger) folgten fortgerissen dem Strome. Zwei römische Heere erlagen der Menge und der wilden Tapferkeit, eins unter Carbo bei Noreja in Krain, das andere unter Silanus im südlichen Gallien. Während die siegreichen Deutschen Gallien durchschwärmten, in dessen Norden die Belgier allein Widerstand zu leisten vermochten, ging ein drittes Heer der Römer unter dem Consul Cassius über die Alpen (den Mont Cenis), und drang in Helvetien bis an den lemanischen (Genfer)
107 v. Chr. See vor. Hier standen ihm die Tiguriner unter Diviko, und gewannen einen vollständigen Sieg. Der Consul fiel und sein Legat Lucius Piso. Lager und Heer fielen in die Gewalt der Helvetier. Die Herren der Welt erlitten die Schmach, daß sie um Frieden bitten, Geiseln geben, und entwaffnet unter dem Joch, so nannte man einen Galgen aus Baumstämmen errichtet, wegziehen mußten. Zu gleicher Zeit wurde Aurelius Scaurus von den Cimbern geschlagen. Die Helvetier machten Bundesgenossenschaft mit den Sequanern in dem Gebirge
105 v. Chr. Jura. Zwei Jahre darauf zerstörte das Schwerdt der Cimbern und die Zwietracht der Anführer, Servilius Cäpio und Cnejus Mallius, zwei neu gerüstete Heere, achtzigtausend Mann, an den südlichen Ufern des Rhonestroms.

Rom hatte nur einen Mann, der es in dieser Völkerwanderung retten konnte, Cajus Marius. Nachdem er in der dreijährigen Zwischenzeit, welche die Teutonen und Ambronen mit Zügen jenseits der Pyrenäen verloren, alte Kriegszucht in den muthlosen, aufgelösten Legionen eingeführt, und durch Lagerarbeit die Kräfte der Männer gestärkt hatte, die mit den Söhnen der Natur kämpfen sollten, besiegte er die Teutonen bei Aquä Sextiä (Aix in der Provence); darauf die Cimbern, die um die Nordseite der Alpen herum durch Helvetien in die Thäler Oberitaliens hinabgezogen waren, in Verein mit dem vorher geschlagenen Lutatius Catulus, bei Verona. Die Tiguriner, die unter Diviko die Gebirgspässe besetzt gehalten hatten, kehrten unverfolgt in ihre Heimath zurück. Aber die Lust nach Krieg und Abenteuern war in dem Volke erwacht. Der Boden nährte spärlich viermal hunderttausend Einwohner, zu denen viele aus den zerstreuten Schaaren der Deutschen kommen mochten. Und mit den Römern konnte kein Volk bekannt werden ohne Kampf um die höchsten Güter des Lebens.

Kap. 4.

102 v. Chr.

Helvetien kommt unter die Herrschaft der Römer.

Einer der mächtigsten und reichsten Männer bei den Helvetiern, die von jener Zeit an ihre Tapferkeit in kleinen Kriegen mit den germanischen Nachbarvölkern fortwährend geübt hatten, so daß sie für die gewaltigsten im Kriege unter allen Galliern gal-

Kap. 5.

ten, war damals, als Julius Cäsar die Verwaltung
58 v. Chr. Galliens von dem römischen Volke bekommen hatte, Orgetorix (Orcitorix, Hordrich). Dieser, um im Kriege den Ehrgeiz nach Obergewalt zu befriedigen, dem im Frieden die Freiheitsliebe des Volkes widerstand, beredete seine Landsleute, das arme geschlossene Land zu verlassen, und nach Gallien zu ziehen, in welchem er bei den benachbarten Sequanern (die von den Quellen der Seine zwischen dem Rhein, dem Jura und der Saone wohnten), und bei den Aeduern (zwischen der Saone und dem Doubs) durch seinen Eidam Dumnorix, Einverständnisse hatte. Das Gerücht von seinen böslichen Absichten gegen die Freiheit des Volkes ging durch das Land. Orgetorix wurde vor den Gemeinen angeklagt, und nachdem er Befreiung durch seinen bewaffneten Anhang vergeblich versucht hatte, entging er der Verdammung und der Strafe in den Flammen durch selbst gewählten Tod. Aber die Helvetier, einmal aufgeregt, führten den Entschluß aus, zu dem jener zuvor sie vermocht hatte. Sie verbrannten ihre zwölf Städte und vierhundert Dörfer, vernichteten alle Mundvorräthe bis auf den Bedarf des Zuges, rissen die Völkerschaften mit sich fort, die südlich vom Bodensee und dem Rhein, im Frickthal und dem Gebiet von Basel, wohnten, die Raurachen genannt, und drangen, nach vergeblicher Friedensbotschaft an Cäsar, und am südlichen Uebergang über den Rhone durch seine Verschanzungen gehindert, unter Führung des greisen Sieger Diviko über den schmalen Bergpaß zwischen dem Jura und dem Rhone (jetzt Fort les Cluses) in

das Rhonethal vor, und setzten auf Flößen über die Saone (Arar) bei ihrem Zusammenfluß mit dem Rhone (la jonction bei Lyon). Zwanzig Tage brachte der lange Zug von Bewaffneten und Wagen mit Weibern, Kindern, Gepäck damit zu. Der vierte Theil war noch diesseits des Stroms. Es waren die Tiguriner, die Rom die alte Wunde geschlagen hatten. Diese überfiel Cäsar, wie sie von den Uebrigen getrennt waren, und schlug sie. Er selbst ging den Tag darauf über den Strom.

Vergeblich wurde um Frieden unterhandelt zwischen Cäsar und Diviko. Der Römer verlangte Erstattung des Raubes und Geiseln. „Diese, haben wir von unsern Ahnherren gelernt, zu empfahen, nicht zu geben, und deß sind die Römer selbst Zeuge.“ Das war die Antwort des Helvetiers. Darauf trennten sie sich. Die Heere zogen vierzehn Tage lang hinter einander her. Nicht weit von Bibracte (Autun), wohin sich Cäsar wendete, kam es zur entscheidenden Schlacht. Die Kriegskunst der Römer und die Führung des größten Feldherrn siegte über die Tapferkeit, endlich über die Verzweiflung der Helvetier. Bis zum Abend zeigte keiner den Rücken. Zuletzt zogen sie sich in ihre Wagenburg zurück und erneuerten aus ihr den Kampf. Als auch diese erobert, und Bewaffnete, wie das wehrlose Geschlecht und Alter, durch Feindes, viele durch eigne Schwerter gefallen waren, schlug sich der Rest der Krieger in das Land der Lingonen (um Langres). Dort von Cäsar erreicht, wurden sie gezwungen, sich zu ergeben. Nach Abschluß des Vertrags gingen sechstausend von dem

Kap. 6.

Gau der Urbigener, vielleicht Männer von Uri, um die Schmach nicht zu ertragen, dem Rheine zu; aber, von den Galliern zurückgebracht, wurden sie dem strengen Kriegsrecht unterworfen. Den Uebrigen gestattete Cäsar die Rückkehr, mit dem Geheiß, ihre Städte und Flecken wieder aufzubauen, damit die Deutschen nicht darin Wohnung nehmen möchten, gefährlichere Nachbarn den Römern. Mit griechischen Buchstaben geschriebene Tafeln, die Cäsar in dem Lager fand, gaben die Gesammtzahl der Ausgewanderten auf 368,000 Seelen an. Nur 110,000 zogen über den Jura zurück. Nach dem Siege dachte er darauf, den Paß von Genf (Geneva) für die Zukunft mehr zu sichern, und bauete eine Feste am See Noviodunum, jetzt Nyon.

Kap. 7. In dem Lande Wallis, von den Nantuaten, den Weragern und den Sedunern bewohnt, die den römischen Verkehr durch Zölle und Raub zu stören gewohnt waren, drang sein Unterfeldherr, Sergius Galba, bis zu dem Flecken Octodurum (Martinach) vor, und verschanzte das Winterlager seiner Legion mitten unter den scheinbar unterworfenen Völkern. Plötzlich sah er den Paß und die Höhen von den Einwohnern besetzt, und das Lager von allen Seiten bestürmt. Ihn rettete besonnene Vertheidigung, zuletzt, als keine Hoffnung übrig blieb, ein entschlossener Ausfall. Die Legion zog sich durch die Zerstreuten in das Land der Allobrogen (Savoyen) zurück. Der Alpenpaß blieb in der Gewalt der Römer, und von der Zeit an wurde Wallis ihnen unterworfen.

Kap. 8. Vom Furka und St. Gotthard an gegen Mor-

gen wohnte im heutigen Bündner Lande und Tyrol ein altes Volk, die Rhätier genannt, der Sage nach eines Stammes mit den Tyrrhenern oder Tuskern, die von den Alpen an um den Po, und weiter in den Thälern der Apenninen bis an die Küsten des Mittelmeers ihre Wohnsitze genommen hatten. Die Einbrüche gallischer Völkerschaften in früherer Zeit trennten, als die Pogegenden diesen zu Theil geworden waren, die nach Süden zurückgedrängten Brüder, welche, in dem schönen Lande verweichlicht, den Römern, ihren Lehrlingen in den Künsten des Friedens und des Kriegs, gehorchen lernten, von den Bergbewohnern, die unangetastet ihren alten Sitten treu blieben, fest und rauh, wie die Felsen, auf welche ihre Hütten gebaut waren. Auch nachdem die Gallier in Oberitalien den Römern unterworfen, und durch eine Menge Pflanzstädte an Sprache und Gebräuche derselben gewöhnt waren, blieben die Rhätier frei und geschieden, die gefährlichsten Feinde der italischen Herrschaft. Bis auf den heutigen Tag bewahren die Bündner vor andern Völkern Spuren unverjährten Alterthums. Unter den Mundarten, die in ihren Gebirgen sich mischen, ist die ladinische in dem Innthal, in welcher sich ein Rest der alten etruskischen Sprache erhält, und in den Gebirgen der Illanz'er Seite die romanische, aus der alten und der römischen Sprache verdorben. Mehrere Namen erinnern an die Verwandtschaft mit den Tyrrhenern, die, wie die Pelasger Griechenlands, und die Altvordern der Deutschen, den ältesten Wanderungen aus Asien nach Europa zugehören.

Kap. 9. Als aber die ganze Welt, so weit die Geschichte von jenen Zeiten redet, dem römischen Volke unter einem Herrscher, dem Cäsar Augustus, dienstbar war, versuchten die Rhätier vergeblich, die Legionen aufzuhalten, die über Pannonien und Norikum (Ungarn und das südliche Oestreich) siegreich näher kamen. Die Stiefsöhne des Cäsar, Drusus
14 v. Chr. und Tiberius, drangen, jener aus Tyrol, dieser von den Quellen des Rheins her, in das Hochland. Die Römer bahnten Wege durch die Gebirge, von einer mit Blut erkauften Stellung zu der andern. Endlich, als das Volk von den Unterdrückern umringt und in die letzte Zuflucht zusammengedrängt war, stürzten in der letzten Verzweiflung selbst die Weiber gegen die Krieger an, Mütter schleuderten ihre Kinder in die feindlichen Schwerdter, und stürzten ihnen nach in den Tod, weil ein Leben ohne Freiheit ihnen ein Daseyn ohne Freude und Hoffnung war. Was übrig blieb, oder was nicht die römischen Legionen verstärken mußte, gehorchte allmälig, durch Erschöpfung nach so erbittertem Kriege, und durch ein verschanztes Lager in der Mitte des Landes im Zaume gehalten. Rhätien wurde Name einer römischen Provinz, die außer den alten Gränzen einen großen Theil Helvetiens gegen Norden umfaßte.

Kap. 10. Der römische Adler breitete seine Schwingen über Helvetien; Fremde bewachten nun die Thäler der Freiheit; aber auch die Künste verbreiteten sich mit ihnen durch die Landschaft; breite Straßen wurden geführt, Wälder gerodet; man sah Erndten auf den Alpen, und ein frisches Handelsleben auf

dem Rhone, dem Rhein und den verbindenden Seen. Wohlstand brachte Genüsse, und mit diesen Vergessenheit der Freiheit und der Schmach. Bald stiegen, jene zu gewähren, diese zu fesseln, römische Städte in Helvetien empor, Augusta Rauracorum am Rhein (Augst unweit Basel), Vindonissa (Windisch bei dem Einfluß der Reuß in die Aar), Aventicum (Avenche mit dem Schlosse Wiflisburg, am Murtensee), und Ebrodunum (Yverdun). Wie in andern Provinzen, blieb ein Schein der alten Verfassung unter römischen Vögten und Zollpächtern (coercitores, legati, publicani), oder Eingeborenen, die am besten zu schmeicheln und zu drücken wußten. Dabei war viel Gerede von römischer Großmuth, Milde und Gerechtigkeit. Je mehr aber in Rom selbst die republikanische Herrlichkeit verschwand, desto freier hauste die Verworfenheit in den untergebenen Ländern. Die Freigelassenen, welche die Kaiser ihren Willen thun ließen, bedienten sich ihrer Knechte zur Verwaltung und Aussaugung der schlechter und muthloser gewordenen Völker.

Die Verwirrung des römischen Reichs nach dem Kap. 11.
Tode Nero's brachte auch Helvetien in Aufstand. 68 n. Chr.
Der alte Feldherr Galba trug die Kaiserwürde nur wenige Monate. Die Legionen Obergermaniens riefen den üppigen Schlemmer Vitellius zum Kaiser aus, weil sie unter ihm ungebunden hausen konnten. Die ein und zwanzigste, die sich die reißende (rapax) nannte, im Lager bei Vindonissa, erklärte sich für diese. Da vergriffen sich die Helvetier, die von Galba, den sie noch am Leben glaub-

ten, bessere Zucht der Krieger und Steuererlaß hoff-
ten, an einem Theil der plündernden Anführer,
nahmen die Briefe weg, welche zu den pannonischen
Legionen, sie aufzuwiegeln, geschickt werden sollten,
und legten einen Hauptmann mit seinen Leuten in
Bande. Aber die Römer hatten einen kräftigen
Anführer an Cäcina. Dieser, schnell zu unterdrük-
ken, was durch Verzug gefährlich werden konnte,
zog verheerend durch die Landschaft, und plünderte
Baden an der Limat, schon damals durch seine Heil-
wasser blühend; und, indem er die Helvetier von
vorn faßte, die deutschen und rhätischen Cohorten,
die römisch bewaffnet und geübt waren, ihnen in
Seiten und Rücken sendete, warf und vernichtete
er leicht die des Kriegs ungewohnten und von Clau-
dius Severus schlecht geleiteten Haufen, und zog
raubend und mordend den Aargau hinauf nach
Aventicum. Der Vorsteher der Stadt hieß Julius
Alpinus. Ihn hatte Cäcina zum Tode bestimmt,
und, obwohl die Tochter, Julia Alpinula, Priesterin
der Göttin Aventia, den Römer auf den Knien
um das Leben des Vaters bat *), er verschonte ihn
nicht. Die Entscheidung über das Schicksal der
Stadt überließ er dem Vitellius. Diesen und sein

*) Eine nicht mehr zu findende Inschrift in Gru-
ter's Sammlung sagt von ihr:

Julia Alpinula hic jaceo, infelicis patris infelix
proles, Deae Aventiae sacerdos. Exorare pa-
tris necem non potui, male mori in fatis illi
erat. Vixi annos XXIII.

wüthendes Heer zu sänftigen, endlich zu Thränen und Erbarmung zu rühren, gelang dem Sprecher der Helvetier, Claudius Cossus.

Helvetien erholte sich von diesem Schlage unter der wohlthätigen Regierung des Flavius Vespasianus. Aventicum, verstärkt durch eine Colonie römischer Krieger, die in Judäa und vor Jerusalem gekämpft hatten, führte von dem an seinen Namen (Colonia Flavia). In der Verwaltung gehörte Helvetien zu der Provinz Gallien, das Land der Raurachen an der Aar zu Oberteutschland, Rhätien zu Italien. Später schlug der Kaiser Hadrian das Land diesseits des Jura zu der großen Provinz der Sequaner, die von der Saone (Arar) in Gallien anfing. Rhätien bis an den Inn hatte seinen eignen Vorsteher. Genf gehörte zu der Provinz von Vienne in Gallien. Unter der Herrschaft der besten Kaiser Roms, Trajan, Hadrian, Antoninus Pius und Marcus Aurelius genossen diese Länder des Wohlstandes, der aus Frieden und wachsender Bildung, doch ohne Freiheit und reine Sitten, denkbar ist. Die Natur und die Erzeugnisse des Landes wurden immer mehr erforscht und benutzt; Handel, Ackerbau, Viehzucht bereicherten die Einwohner und ihre Beherrscher; der rhätische Wein wurde mit dem Falerner verglichen. Als höhere Wesen verehrte man Sonne, Mond (Isis), und die Schatten der Todten. Die Religion trug den Charakter des großen Tempels der Natur. Kap. 12.

Umsturz der römischen Herrschaft. Neue Bevölkerung Helvetiens.

Kap. 13. Aber in der andern Hälfte des zweiten Jahrhunderts begannen auf's Neue die Völkerbewegungen, die, früher von dem noch starken Rom mit
162 n. Chr. gewaltiger Anstrengung unterdrückt, jetzt unter schwachen und schlechten Fürsten gegen mehr aufreizenden als hemmenden Widerstand immer furchtbarer sich erhoben, und, von Menschenalter zu Menschenalter größer und niederwerfender, endlich der römischen Herrschaft ein Ende machten. Jetzt wird zum ersten Male das Volk der Alemannen erwähnt, wahrscheinlich aus Ueberresten der Deutschen, die seit Cäsar mit den Römern gekämpft hatten, aus Vangionen, Tenchterern, Usipetern, Sueven zusammengeschmolzen. Sie verdrängten die Römer aus den festen Linien, die sich durch den Schwarzwald an den Neckar vorschoben, und waren nach siegreichen Kämpfen im Besitz des Landes vom Main bis an die Donau, und an dem südlichen Rhein, wo er den Bodensee verläßt. Von da drangen sie in Helvetien ein bis zu den Waldstädter Seen. Die Römer schlugen sich lange um die alten
217 n. Chr. Gränzen. Caracalla ließ Siege verkündigen, und
235 n. Chr. kaufte den Frieden. Maximinus drang auf dem rechten Rheinufer nur vor, um den erbitterten Feind nachzuziehen. Dasselbe Jahrhundert sah die Alemannen in Italien diesseits des Po. Die Siege der Kaiser Claudius und Aurelianus erwarben nichts
269—275 n. Chr. als kurzen Aufschub. Nach dem Tode des rühmlichsten der Imperatoren der spätern Zeit, des Au-

relius Probus, der siegreich aus dem befreiten Gal-
lien über den Rhein hervorbrach und bis zum Nek- 280 n. Chr.
kar verfolgte, die Donau umschanzte, ganz Germa-
nien mit dem Namen der römischen Provinz be-
drohte, und die Jünglinge des Landes in Cohorten
brachte, konnte der Umsturz der Herrschaft auch von
der größern Zahl der Cäsaren, die in mehrern Thei-
len des Reichs zugleich regierten, nicht mehr auf-
gehalten werden. Aeußerer Glanz und Siege, de-
ren Früchte bald verloren gingen, bezeichnen die
Verwaltung des Constantius Chlorus, seines Soh- 305 n. Chr.
nes Constantin, den man den Großen genannt hat,
und Julians, der, wie kaum ein anderer Fürst, mit
Unrecht gelästert und gepriesen worden ist. Er war
der letzte Ueberwinder der Alemannen und der 360 n. Chr.
Franken. Von der Zeit an rächten diese Völker,
und die mit und hinter ihnen zogen, die alten Sün-
den Roms und seiner Sklaven.

Die celtischen und die römischen Bewohner Hel- Kap. 14.
vetiens waren in den Kriegen und Drangsalen zum
größten Theil aufgerieben; der Anbau des Landes
und der Städte in Trümmer gesunken; man fing
an, den verödeten Erdstrich die helvetische Wüste
zu nennen. Da erstanden die neuen Geschlechter
zu neuen Ereignissen.

Die Burgundionen (Burigunden) wa-
ren früher von der Weichsel bis an die Saale, von
dieser an den Rheinstrom gezogen, und hatten da-
selbst von den Römern, die sie gegen Franken und
Alemannen zu brauchen gedachten, Wohnsitze be-
kommen. Sie nahmen zuerst das Christenthum
an. Der Feldherr Aëtius gab ihnen durch Vertrag 432 n. Chr.

die Länder der Helvetier und Allobrogen am Fuß der Alpen. Gegen den Hunnenkönig Attila verloren sie ihren König. Darauf, als Attila in der
451. Völkerschlacht bei Chalons an der Marne unterlegen war, mit den Westgothen im Bunde, breiteten sie sich in den Ländern aus, die nachmals Provence, Dauphiné, Burgund, und in der Schweiz Bern, Freiburg und Wallis hießen. Ihre Hauptstädte
456. wurden Genf, Besançon, Lyon, Vienne. Die Schaaren des Königs Gundioch und seiner Söhne theilten und behaupteten diese Besitzungen, bald friedliche und gesittete Bewohner. Sie stellten Genf wieder her, und bauten Lausanne, und starke Burgen auf allen Höhen. Von ihnen stammen die Bewohner der französischen und welschen Schweiz.

Die Alemannen nahmen ihre Sitze von Köln am Niederrhein bis diesseits des Bodensees um die Reuß und die Aar, und in die rhätischen Gebirge hinein, ein wanderndes Volk, und immer fertig zum Krieg, für sich und in fremdem Sold, Wald und Gebirge und Heerden mehr liebend, als den Ackerbau; daher ihre Sitten und ihr Land am längsten wild geblieben sind.

Die Franken, aus Niederdeutschland in Gal-
486 n. Chr. lien eingedrungen, zerstörten unter Chlodwig den Rest der römischen Herrschaft in diesem Lande. Der Sieg bei Zülpich in der Gegend von Köln machte
496. Chlodwig zum Bekenner des Christenthums und zum Oberherrn der unwillig gehorchenden Alemannen.

Die Gothen, die sich in den Besitz der Gegenden gesetzt hatten, die jetzt den Süden des euro-

päischen Rußland bilden, mußten neuen asiatischen Einwanderungen weichen. Die Westgothen zogen durch Gallien nach Spanien, und machten es zu ihrer Heimath. Die Ostgothen gingen gezwungen mit dem Hunnen Attila; als aber nach dessen Tode die Herrschaft der Raubhorden zerfallen war, eroberte Dietrich (Theodorich) Italien, und wurde vom grie- 493.
chischen Kaiser Zeno als Beherrscher anerkannt. Damals fiel auch Rhätien, das den Süden Schwabens, Tyrol, Graubünden, Appenzell, Glaris, Uri umfaßte, unter dieses Volk, und viele alemannische Einwanderer, der fränkischen Unterwerfung überdrüssig, gesellten sich zu ihm.

Die Burgundionen waren die mildesten unter Kap. 15.
den Eroberern gewesen; denn sie hatten den römischen Bewohnern einen Theil ihrer Ländereien, ihrer Knechte und übrigen Güter gelassen. Sie nahmen von ihnen auch Künste und Wissenschaften an; denn sie schämten sich zuerst dessen, was von den Besiegten barbarisch genannt wurde. So verschwand nach und nach die vaterländische Sprache, und wich der römischen, oder vermischte sich mit ihr zu Mundarten, die unter dem Volke von Freiburg, Neufchatel und des Waadlandes noch geredet werden. Unter König Gondebald, dem Sohne Gun- 502.
diochs, gab sich das Volk selbst Gesetze durch seine Vertreter auf dem Landtage zu Genf, nachdem es die willkürlichen des Königs verschmäht hatte. Die Macht war getheilt zwischen dem König, den Herren, und der vornehmen Geistlichkeit. Bischöfe, Aebte, Priester, schon der Vormundschaft des Bischofs von Rom ergeben, gewannen Einfluß bei

Hohen und Niedern. Einsiedler bauten sich in wilden Gegenden an, und wurden als Heilige verehrt. Wo die Diener der Religion Streit schlichteten, Verträge schlossen, die Rohheit sänftigten, und dem finstern Boden Frucht und Leben abgewannen, da waren sie ehrwürdiger, als auf den glänzenden Stühlen fürstlicher Herrlichkeit.

Kap. 16. Gondebald hatte die burgundische Macht durch Besiegung und Hinrichtung seiner Brüder Chilperich und Godemar vereinigt. Die Tochter Chilperichs, Chlotilde, vermählte sich wider seinen Willen mit dem mächtigen Frankenkönig Chlodwig, dem Gallien und das Volk der Alemannen sich unterworfen hatten. Leicht erregte sie den herrschsüchtigen Gemahl gegen Burgund; denn sie suchte Rache für die Ihrigen. Chlodwig zwang die Besiegten zu Steuerpflicht und Kriegsdienst. Vor völliger Unterwerfung schützte die Burgunder die Natur, die Kraft des Königs, die Freiheitsliebe des Volkes, und das Ansehen des Königs der Ostgothen, der lieber sie zu Nachbarn haben wollte, als die mächtigern und unruhigern Franken. Tiefer aber sank
515. das Reich unter dem Sohne Gondebalds, Siegmund. Als dieser den eignen Sohn Siegreich, des Ostgothen Dietrich Enkel, auf Anstiften seines zweiten Weibes getödtet hatte, brachen die Gothen, und von der andern Seite die fränkischen Könige, Söhne Chlodwigs, die zu Orleans, Paris und Soissons regierten, in Burgund ein. Siegmund wurde in dem Stifte St. Maurice, wohin er sich geflüchtet hatte, gefangen, und mit den Seinigen zu Orleans enthauptet. Acht Jahre lang vertheidigte noch das

Reich sein Bruder Godemar. Er unterlag der Ueber- 534.
macht der Franken, die kurz zuvor auch das thüringische Königreich zerstört hatten. Das ganze Land kam unter die Eroberer, die rhätischen Alpenländer ausgenommen, die mit Genf den Gothen zufielen. Als aber die Macht der Gothen unter ihrem letzten Helden Totilas und Tejas den griechischen Heer- 552. 553.
führern, Belisar und Narses, unterlegen war, nahm der Frankenkönig Theudebert auch Rhätien in Besitz.

Helvetien unter der Herrschaft der Franken.

Das Haus der Merovinger, von Merovåus, Kap. 17.
dem Ahnherrn Chlodwig's also genannt, behauptete die Macht durch dieselben blutigen Mittel, durch welche es sie erlangt hatte. Die Greuel, welche die griechischen Sagen von dem Hause der Pelopiden erzählen, und die griechische Dichtkunst für alle Zeiten zur Verkündigung einer sicher schreitenden und furchtbar strafenden Vergeltung aller Schuld und alles Frevels in erschütternden Schilderungen dargestellt hat, sie sind in That und Folge noch entsetzlicher; in den Geschichten der fränkischen Könige zu lesen, je roher und kräftiger das Geschlecht und die Zeit war. Das Christenthum war in die Tempel, weniger in die Gemüther eingedrungen, doch da überall zum Segen. Bei den meisten, und besonders den Vornehmsten, war nur die Form eines Gottesdienstes, der zum Staatswesen gehörte,

wie bei den Römern, äußerlich gewechselt worden. Mit den Wissenschaften, wo sie noch Zugang fanden, trieb man ein prunkendes Geschäft, wie mit den Ueberresten der Künste. Herrschsucht, Grausamkeit, die keinen Mord auch der theuersten Anverwandten scheute, und in Veranstaltung qualvoller Strafen sich sättigte, ungezügelte Befriedigung thierischer Wollust, Raubgier und Unterdrückung der Schwachen, das sind die giftigen Gewächse, die aus den mit Blut gedüngten Trümmern des Römerreichs aufsproßten, und nur durch neue Zerstörungen, wenn auch nicht sobald ausgerottet, doch zu freierer Entfaltung des Bessern unterdrückt werden konnten. Die häufigen Theilungen des mehrmals unter einem Haupte vereinigten Reichs schwächten die Macht im Großen, und entzündeten Neid und Eifersucht. Weiber und Geistliche — unter jenen sind Brunehild, die Gattin Siegbert des I., und Fredegunde, die seines Bruders Chilperich des I., bleibende Namen zu Bezeichnung der Abscheulichkeit geworden — hatten, wie am Hofe zu Konstantinopel, mit dem man häufig verkehrte, und den man roh bewunderte und nachahmte, bei allen Unthaten bedeutenden Einfluß.

Kap. 18. Die Gewalt der Könige in den neu gebildeten Staaten war aus dem Kriege hervorgegangen. Den Charakter des Krieges trug auch die Verwaltung, die unter ihnen sich ausbildete. Wie die Länder, die den vorigen Herren entrissen wurden, der Preis des Sieges waren, so wurde die Vertheilung einzelner Besitzungen und ihrer Inhaber der Lohn der tapfersten Führer und treusten Begleiter des Eroberers.

Daraus entstand das Lehnsystem, im Anfang das Mittel, durch welches die Oberhäupter die Großen des Volkes sich verbanden, bald die Ursache beständiger Kämpfe, als die Vasallen sich mächtig genug fühlten, fremden Oberbefehl zu verweigern, und die erste Würde für sich zu erringen. Die Provinzen wurden in größere und kleinere Gebiete abgetheilt. Jenen standen Herzoge, die der König ernannte, diesen, den Gauen, Grafen oder Patricier vor. Die Person und Habe der Ueberwundenen fiel in schmähliche Knechtschaft. Die königliche Gewalt sank mit dem Wachsthum des Vermögens und der Macht der Edeln, um so mehr, da die Könige keine Einnahmen als von den Gütern hatten, die ihnen als persönliches Eigenthum zugehörten, und Steuern ohne Zustimmung der Vetreter des Volkes nicht ausgeschrieben werden konnten. Dazu kam, daß die Ersten des Landes und die Geistlichen, weil sie gefürchtet wurden, oder das Wort bei den öffentlichen Verhandlungen führten, Befreiung von öffentlichen Abgaben erlangten. So ging die Herrschaft des Einzigen in die Hände vieler Fürsten und Gebieter über, die auf das Volk, das von der täglichen Arbeit lebte, um so härter drückte, als weder Schutz noch Gegengewicht von einem Bürgerstande zu erwarten war, wie er sich während der Kreuzzüge, und nach ihnen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in den Ländern des germanischen Stammes ausgebildet hat. Die Gesetze der Franken, die nach den beiden Hauptstämmen die ripuarischen und die salischen hießen, waren aus alten Gewohnheiten hervorgegangen, und wur-

den in Versammlungen der Edeln und der Freien, wie unter Chlotar I. für die vereinigte Monarchie, unter dem Sohne desselben, Guntram, für Burgund, nach den veränderten Verhältnissen des Besitzes und der Rechte neu geordnet. Doch waren sie mehr geeignet, die oberste Gewalt zu beschränken, die Stellung der Mächtigen gegen einander zu ordnen und zu sichern, als dem Schwachen eine Wehr gegen Unterdrückung zu gewähren.

Kap. 19. Die helvetischen Länder fielen bei den verschiedenen Theilungen des ganzen Reiches bald diesem, bald jenem zu. Doch gehörten sie gewöhnlich dem Königreich Austrasien an. In der Verwaltung wurden die Landschaften Niederburgund, (die noch jetzt in Frankreich diesen Namen führt), Hochburgund, die Alpenländer, und die untere Gegend bis zum Bodensee getrennt. Allmälig ging aus der Natur des Landes und der Bewohner die Scheidung hervor, daß das welsche Land um die Oberalpen und an beiden Seiten des Jura Burgund, die Gegenden, in welchen alemannisches Volk und alemannische Sprache einheimisch war, also die nördliche Schweiz und ein großer Theil des südlichen Schwaben, unter einem Herzog von Schwaben, Rhätien und Thurgau genannt wurden. Auswärtige Unternehmungen wurden während der fortdauernden innern Kämpfe der Könige nicht unternommen, außer daß nach dem Fall des ostgothischen
555. Reichs alemannische und fränkische Schaaren aus eignem Entschluß und auf eigne Gefahr bis an die Enden Italiens zogen, welche, als sie unermeßliche Beute gewonnen, dem Schwerdte des Narses und

den Seuchen des südlichen Himmels unterlagen. Dagegen drangen die Langobarden, die von der Ostsee bis nach Pannonien gekommen waren, als sie weder die Ostgothen, noch den Widerstand der Griechen zu fürchten hatten, in Oberitalien ein, und errichteten unter Alboin den Thron von Pavia. 568.
Die Alpenflüsse wiesen sie zu den Quellen hinauf. Ihnen nach gingen sie in Rhätien nach den Höhen durch Wallis und Tessin bis in das Herz des heutigen Bündnerlandes. Ihre Schaaren fielen in den Wildnissen. Aber ihr Andenken verkündigen Ueberreste gebaueter Wege und Brücken, und Trümmer von Befestigungen, die sie von Fels zu Fels anlegten. Ein anderer Feind kam vor den Anhängern Muhameds aus dem Morgenlande, die Pocken, die, eine ungekannte Pest, viel Volk in das Grab legten. Weder Kunst noch Aberglaube bewältigte die Noth.

Damit ein Same besserer Ernte übrig bliebe Kap. 20.
für kommende Zeiten, bahnte der christliche Glaube sich den Zugang in die wilden Gegenden und die rohen Herzen. Nicht nur im Lande der Burgunder wuchs, was früher gepflanzt war, durch Männer, die sich aus dem unseligen Treiben retteten; auch die Alemannen konnten den Boten des Friedens nicht länger widerstehen. Die meisten kamen von Irland und Schottland, als Columban, Gallus, Magnus oder Magnoald. Der Franke Siegbert stiftete das Kloster Disentis am Gotthard, Gallus das Stift, das von ihm St. Gallen heißt, bis auf diesen Tag durch den Fleiß der Mönche, der manchen Schatz des römischen und des deutschen Alter-

thums für die Nachwelt gerettet hat, auch in der Geschichte der Wissenschaften berühmt. Damals wurde das Kloster Seckingen bei Glaris erbaut; und Einsiedeln zwischen dem Züricher und Zuger See; Zürich, vorher von Wald und Sumpf umschlossen, erhielt mit dem Münster freie Straße nach dem Albis; und Lucern erstand auf dem Boden, der, vordem ein Ort der Gefahr, mit einer warnenden Leuchte bezeichnet, durch mühseligen Bau aus überflutenden Wassern gewonnen ward. Wenn es erlaubt wäre, Sterblichen heilige Namen und übermenschliche Verehrung zu geben, so gebührten sie jenen Männern, die in so rauher Zeit mitten in die Zerstörung in frommer Hoffnung das Leben für künftige Geschlechter getragen haben. Nicht allein, was ihr Mund geredet hat, sondern das Werk ihrer Hände segnet die Nachwelt. Ihre Namen werden im Gedächtnisse bleiben, weil sie bauten und pflanzten, wenn die der Verwüster längst verklungen sind. Die Rhätier und Alemannen, denen Krieg, Herumziehen auf Raub, und daheim das freie Hirtenleben allein lieb gewesen war, fingen nun an, Wälder auszuroden, Sümpfe zu trocknen, anstatt der Hütten Häuser von Kalk und Stein zu bauen, und den Boden lieb zu gewinnen, wo ihr urbar gemachter Acker lag. Die Heiligkeit des Eigenthums und des Lebens, die Keuschheit der Ehe — die Geistlichen waren selbst verehlicht — und den Genuß eines arbeitvollen Lebens, lernten sie aus dem Beispiel der Lehrer und der Frucht eigner Erfahrung besser, als durch drohende Gesetze und die Furcht vor den Mächtigen.

Die fränkischen Könige verfielen, wie es immer Kap. 21.
in dem menschlichen Leben zu gehen pflegt, aus dem Uebermaaß und dem Mißbrauch der Kraft in Schwäche und Schlaffheit. In viel kürzerem Zeitraum und rascherem Sturm der Ereignisse gaben sie ein Vorbild der Geschichte und des Untergangs des griechischen Reichs von Konstantinopel, nur daß hier an die Stelle eines untauglich gewordenen Geschlechts aus dem Herzen des Volks ein besseres und nützlicheres auftrat, um wieder nach seiner Entartung dem tüchtigern zu weichen, in das Ostreich aber nach Jahrhunderten, die in Faulheit und Arglist verflossen, ein asiatisches Volk einstürmte, um bis zu der künftigen Stunde seines Gerichts die Geißel der Züchtigung zu schwingen. Die Könige lebten in ihren Schlössern, der Ueppigkeit und Wollust ergeben; die Verwaltung der Geschäfte, des Schatzes, und die Führung der Heere überließen sie den ersten Beamten, welche Hausmeier (Majores domus) genannt worden sind. Diese waren überall zu sehen, in der Versammlung, im Rath, wie in den Kriegen, den innern und denen mit auswärtigen Feinden, unter welchen im Süden die Wenden, ein slavisches Volk, im Norden die Sachsen die gefährlichsten waren; die Herrscher aber, in stillem Genuß der ererbten Würde, glaubten genug gethan zu haben, wenn sie einmal des Jahres am ersten Tage des Maimondes erschienen, um sich auf dem königlichen Stuhle von ihren Völkern sehen zu lassen. Der erste jener Reichsverweser, dessen Name über den Glanz des Throns hinauswuchs, war unter Dagobert I. Philipp von

622. Landen (de Landis), nach einer Stadt in Bra=
bant so genannt, der mit dem Bischof von Metz
Arnulf der Macht sich bemächtigte. Denselben
Einfluß erbte und behauptete sein Sohn Gri=
moald. Zwar büßte er es mit dem Leben, daß er
nach dem Tode Siegbert des III. sich und seinem
656. Sohne Childebert die erbliche Königswürde von
Austrasien gewinnen wollte. Aber der Sohn der
Tochter Philipp's von Landen, der Schwester Gri=
moald's, Pipin von Herstal, war glücklicher
bei vorsichtigerem Beginnen. Gewarnt durch das
Beispiel des mächtigen und grausamen Ebroin,
(Eberwin), der unter Chlotar III. und Dietrich III.
(Theodorich III.) Neustrien, Austrasien und Bur=
681. gund als Majordomus unumschränkt beherrschte,
und im J. 681 durch Meuchelmord umkam, be=
gnügte er sich nach dem entscheidenden Siege bei
687. der königlichen Villa Testri an der Somme mit der
wirklichen Gewalt, der Leitung aller Angelegenhei=
ten des Krieges und des Friedens in den vereinigten
fränkischen Ländern, während er vier Königen nach
einander Namen und glänzende Auszeichnungen bei
thatenlosem Leben ließ. Unter seinen drei Söhnen
ward derjenige der Erbe seiner Macht, den er un=
günstig ausgeschlossen hatte, geprüft und bewährt
719. in Verfolgung und Noth, Karl Martell, der
Hammer, genannt. Dieser hat seinen Namen in
Lied und Geschichte für alle Zeiten unsterblich ge=
macht, weil er der Damm war, an welchem die
Flut der aus Spanien in das Frankenreich herein=
gebrochenen Muhamedaner zerstäubte, so daß sie
von da an dem Christenthum und der durch dasselbe

vorbereiteten Bildung Europa's nicht wieder Gefahr bringen konnten. Nachdem er, wie sein Vater, die fränkischen Heere in Kriegen mit aufrührerischen Alemannen und Baiern, die beide unabhängig gewordenen Herzogen gehorchten, und mit den noch heidnischen Friesen und Sachsen neu gebildet und geübt hatte, stand er den Arabern in den Feldern zwischen Poitiers und Tours im Monat October
des Jahres 732, schlug und zwang sie, über die 732.
Pyrenäen zurückzugehen. Dann zwang er die Friesen zur Unterwerfung, und in allen Ländern verehrt und gefürchtet, setzte er seine Statthalter und Vasallen bis zum mittelländischen Meere ein, und re-
gierte bis zum Jahre 741, ohne daß der Könige 741.
gedacht wurde. Seine Söhne, Pipin und Karlmann, setzten zwar, dem Willen des unruhigen Volkes zu genügen, Childerich III. auf den Thron, doch nur, um unter seinem Namen die Macht des Staats und die eigne zu befestigen. Sie trieben die Baiern vom Lech bis über den Inn, die Sachsen über den Rhein, die Alemannen aus dem Elsaß zurück; und als Karlmann, der Kriege und des Zurücktretens hinter den Bruder überdrüssig, sich von den Geschäften entfernt hatte, scheute sich Pipin nicht mehr, mit Zustimmung des römischen Bischofs, der seiner Hülfe gegen die Langobarden be-
durfte, den König auf dem Reichstage zu Soissons 752.
zu entsetzen, und der Gewalt den Namen und den Glanz der Krone hinzuzufügen. So wenig von den innern Angelegenheiten Helvetiens in diesen unruhigen Zeiten, in welchen es keine sichere Herrschaft gab, aufgezeichnet worden ist, so wissen wir

doch, daß es in die Kämpfe der Hausmeier mit den stets ungern gehorchenden Alemannen hineingezogen wurde. Pipin, als er sie bezwungen hatte, nahm ihnen die Würde des Herzogthums, und bestellte in Alemannien und Burgundien Grafen, deren Verwaltung durch von Zeit zu Zeit abgesendete Boten des Königs (missi regii, missi camerae) untersucht und gerichtet wurde. Das Christenthum aber wurde nicht allein in diesen Gegenden befestigt, wie durch Bestätigung der Bisthümer zu Trient, Brixen, Costnitz, Passau, Speier, Worms, Straßburg; sondern es machte sich auch durch die Bemühungen englischer Mönche, unter welchen Winfried, nachmals Bonifacius genannt, der berühmteste ist, Bahn unter den Thüringern, Sachsen und Friesen. Von Köln, Mainz, Fulda, Regensburg, Eichstädt, Würzburg aus gingen die Verkündiger der göttlichen Lehre in die nördlichen Länder Deutschlands, und bewirkten, daß, wie alle Herrschaft der Erde einem König, so die neu gestifteten Kirchen einem geistlichen Oberhaupte, dem Bischof zu Rom, der nicht umsonst für das Haus des Pipin arbeitete, sich unterwarfen.

Kap. 22. Pipin hinterließ die wohl begründete Macht
768. seinen Söhnen Karl und Karlmann. Dieser starb im dritten Jahre darauf, und alles kam unter den einzigen Karl, der den Namen des Großen, wenn gewaltige Thaten und alles umfassendes Streben des Geistes ihn verdienen, fast vor allen würdig erhalten hat. Es kann hier nicht von der Menge seiner Kriege gesprochen werden, in welchen er das Reich der Langobarden zerstörte, die Sachsen nach

mehr als dreißigjährigem Kampfe bezwang, die Araber nöthigte, ihm bis hinter den Ebro zu weichen, die Avaren, welchen der Baiernherzog Thassilo beistand, über den Raab in Ungarn zurücktrieb, die slavischen Völker und die Normannen zur Ehrfurcht vor dem deutschen Namen nöthigte, bis er ein germanisches Reich aus den Trümmern der Völkerwanderung vereinigt hatte, dem die römische Kaiserkrone überstrahlenden Glanz vor der Welt, des 800.
Herrschers Kraft und unermüdete Thätigkeit innern Halt und Zusammenhang gewährte. Derselbe Mann, dessen Waffen über die blutigen Felder des größten Theils von Europa zogen, der in dem griechischen Reiche gefürchtet, in Asien von dem Chalifen Harun al Raschid bewundert wurde, pflegte in den Ruhestunden des Lebens, die er finden konnte, der stillen Beschäftigungen der Landwirthschaft in ihren kleinsten Theilen, hörte und las in der Gesellschaft gelehrter Männer, die er um sich versammelt hatte, bald die Geschichten der Römer und Griechen, bald der Christen heilige Bücher, schlichtete Streitigkeiten in Parteiungen des Lebens oder der Kirche, und prüfte selbst in den Schulen, die er stiftete und mit Liebe erhielt, die Fortschritte des heranwachsenden Geschlechts. Die Länder wurden von ihm also verwaltet. Die Kriegsmacht bestand aus den freien Männern des Volkes, welche aus ihren Höfen, mit Waffen auf sechs, mit Mundvorrath auf drei Monate versehen, auszogen, sobald das Gebot des Königs an sie ergangen war, dann sich nach den Kreisen (Marken) unter die Grafen der Gaue ordneten, und den Krieg auf eigne Kosten

und zu eignem Gewinn führten. Die Gesetze erließ der König, nachdem er sie in dem Rath seiner Vertrauten geprüft hatte, an die Grafen, Erzbischöfe, Bischöfe, und die übrigen Vorsteher der Stifter und Städte, worauf sie dem Volke vorgelesen, und nach dessen Einwilligung in Kraft gesetzt wurden. Die Gerichte hielten die Grafen in den Gauen, jeder mit zwölf Schöffen (Scabini, Rachinburge, d. h. Reken, Edle der Burgen), nach den Gesetzen des Landes. Damit nicht Willkür ungehindert und unbestraft schalten konnte, kamen im Maimond die Boten des Königs (missi), versammelten die Vorsteher und Richter in Gegenwart des Volkes, untersuchten die Streitigkeiten und Entscheidungen, und stellten das Recht her, wo es von den Gewaltigen gebeugt worden war. Was in den weltlichen Gütern die Herzoge und Grafen, das waren in den geistlichen die Bischöfe und die Aebte. Da ihre Würde und Macht nicht fortgeerbt wurde, wie es bei jenen zu großer Gefahr des Oberherrn immer gewöhnlicher wurde, sondern die Wahl unter königlicher Genehmigung aus der Zahl der Geistlichen geschah, und sie mitten unter mächtigen Vasallen des Schirms des Königs bedurften, so waren sie ihm in jener Zeit, wo noch kein gefährlicher Streit mit geistlicher Oberherrschaft eintreten konnte, vor andern Vornehmen zugethan, und von ihm vor andern begünstigt. Die Bisthümer von Genf, Lausanne, Basel, Costnitz, Sitten, Chur, und die Abtei von St. Gallen waren die bedeutendsten. Von ihrem nützlichen Einfluß auf die Versittlichung der Menschen und auf den Anbau des

Landes ist oben geredet worden. In wilder, immer von Krieg und Empörung, von roher Waffengewalt bewegten Zeit mußte es Freistätten geben für die Wissenschaften, für den Fleiß in geistigen Bestrebungen, für die Frömmigkeit. Das Höhere war noch nicht ein Gemeingut, zu welchem alle freien Zutritt haben konnten. Denn es verlangt innere und äußere Freiheit; und diese kann nur aus umfassender Ausbildung aller Kräfte entstehen, und wiederum diese wird nur durch lange Kämpfe mit uns selbst oder mit äußerem Widerstand gewonnen.

Nur ein Geist, wie der Karls des Großen, ver- Kap. 25.
mochte ein so weites Reich, zusammengesetzt aus
den verschiedenartigsten Theilen, mit den Stoffen
wilder Gährung angefüllt, und von immer drohen-
den Nachbarn umgeben, in Ordnung und Gehor-
sam zu erhalten. Bald nach seinem Tode began- 814.
nen die verderblichsten Kriege zwischen Kaiser Lud-
wig und seinen Söhnen, und wurden das Erbtheil
aller Karolinger, bis ihre Verbrechen oder ihre Un-
tüchtigkeit andern Geschlechtern, die in dieser Zeit
an Macht und Ansehen über sie herangewachsen
waren, die getheilte Herrschaft überließen. Die
helvetischen und rhätischen Landschaften kamen bei
der Theilung Ludwigs des Frommen unter die 829.
vier Söhne an Karl den Kahlen, nebst Elsaß
und Schwaben, nach dem Bruderkriege aber durch 843.
den Vertrag von Verdun an den Erstgebornen, den
Kaiser Lothar. Eben so wechselte der Besitz un-
ter Lothar's Söhnen. Als der dritte von diesen,
Lothar II., König von Lothringen, starb, bemäch- 869.

tigten sich des Erbes die Oheime desselben, Ludwig, der Ostfranken König, auch der Deutsche genannt, und Karl der Kahle, König von Frankreich. An jenen fielen die alemannischen Länder Helvetiens, an diesen Wallis und die Ufer des Genfersees. Kraftlos waren die Regierungen Karls und seines Sohnes Ludwigs, den man den Stammler nannte; verachtet, so daß drei Kronen dem schwachen Haupte entfielen, die Karls
888. des Dicken, dem das Glück wie zum Scherz die wieder vereinigte fränkische Monarchie auf kurze Zeit zugeworfen hatte. In diesen Jahren der Verwirrung entstanden so viele kleine Herren, als vorher Vasallen und Beamte der Könige gewesen waren. Die Bischöfe wurden Richter der Könige und Völker — „niemand, schreibt Karl der Kahle, konnte mich meiner Würde entsetzen ohne Berathung und Urtheil der Bischöfe, deren strafender Entscheidung mich zu unterwerfen ich immer bereitwillig war" —; aber nicht zufrieden mit den Waffen der Wissenschaft und der Vernunft, verschmähten sie auch nicht, gerüstet an den blutigen Kämpfen Theil zu nehmen. So kam es, daß die deutsche Schweiz unter die Gewalt des Herzogs von Schwaben fiel, eines übermächtigen Vasallen des deutschen Königreichs; Burgund, dem die südliche Schweiz zugehörte, in zwei neue Königreiche, Niederburgund
879. unter Boso, Grafen von Vienne, Schwager Karls
888. des Kahlen, und Oberburgund unter Rudolf, Sohn des mächtigen Grafen Konrad, verwandelt wurde; daß die Bischöfe und Aebte zu unabhängigen Herren wurden; über alles aber die höchste

Macht der Oberpriester von Rom, als der alten Hauptstadt der Welt, mit glücklichem Erfolg sich anmaaßte. Denn, wie durch den römischen Stuhl der fränkische Thron von den Merowingern an das Haus Pipins gekommen war, so erregte und unterstützte er jetzt die Empörungen der Großen gegen die Könige, und ihm nebst den Bischöfen verdankte Boso vorzüglich die burgundische Krone.

Boso, und nach ihm sein Sohn Ludwig, Kap. 24.
herrschte vom Juragebirge bis an den Rhone; Rudolf vom Elsaß und Jura bis nach Tyrol; Bernhard und sein Sohn Wilhelm der Fromme nannten sich Markgrafen von Barcellona, Bernhard II. Herzog von Aquitanien, sein Bruder Eudes erblichen Grafen von Toulouse; Odo, 837.
Graf von Paris, ließ sich zum König von Frankreich, Berengar von Friaul zum König von Italien erwählen. Nur in Deutschland behauptete sich ein Sprößling des karolingischen Geschlechts, der uneheliche Sohn Karlmanns, Enkel Ludwig des Deutschen, Arnulf. Dieser versuchte seine Waf- 888.
fen gegen Rudolf von Burgund, mit Ludwig, Boso's Sohn, im Bunde, und drang siegreich durch die Ebenen vor bis an den Genfersee. Aber die unzugänglichen Pässe der Alpen hemmten seine wei- 891 u. 895.
tern Fortschritte, und andere Gefahren riefen ihn nach Deutschland, das von allen Seiten überschwemmt und zerrissen wurde, während der König die Wege nach Frankreich und Italien zu erobern versuchte. Zwar schlug er die Normannen, die Helden des Nordmeers, die in die Mündungen der Ströme Frankreichs und Belgiens einfuhren, ihre

Schiffe von Fluß zu Fluß zu schaffen verstanden, und oft plötzlich in dem Herzen der Länder raubend erschienen, in dem Treffen bei Löwen; er zwang
891. den König der Mähren, Swatopluk (Zwentibold), den Eroberer Böheims, seine Oberherrschaft anzuerkennen; aber in dem Kampfe mit diesem rief er einen Feind zu seinem Beistand herein, der lange die Deutschen zinsbar machte, und erst von Anführern aus einem kräftigern Geschlecht besiegt werden konnte. Dieß waren die Ungarn (Magyaren), ein asiatisches Volk, die aus ihren alten Sitzen in die Länder zwischen Dnepr und Don gezogen waren, und jetzt, als die Petschenegen sie drängten, in Pannonien sich festsetzten, einem entvölkerten und durch Karl des Großen Siege über die Avaren entkräfteten Lande. Von hier überfluteten ihre plündernden Schwärme bald Italien, bald Deutschland und Frankreich bis über den Rhone und die Loire hinaus. Das Elend und die Verwirrung aller Dinge wuchs in das Unerträgliche, als nach Ar-
899. nulfs Tode unter seinem Sohne **Ludwig dem Kinde** die Bischöfe von Mainz und Würzburg und die Herzoge von Franken und Sachsen, jeder nach der höchsten Gewalt oder dem größten Einfluß strebend, die muthigen Kräfte, welche das Vaterland hätten ordnen und nach außen schirmen können, in blutigen Fehden gegen einander wendeten.

Helvetien und Burgund unter dem deutschen Reiche.

Die beiden burgundischen Königreiche litten nicht Kap. 25.
allein durch die Einfälle bald der Deutschen, bald der Araber von Spanien her, bald der Ungarn vom Morgen, sondern auch durch die Einmischung ihrer Beherrscher in die Angelegenheiten Italiens. In den Empörungen, welche Berengar's Regierung in kurzen Zwischenräumen unterbrachen, wurde Ludwig von Niederburgund, der Sohn Boso's, aus Provence nach Italien berufen. Er büßte die Ehre, 900.
auf kurze Zeit Kaiser genannt worden zu seyn, durch Blendung und Verlust alles Ansehens in dem eignen Lande. Glücklicher war der König von Oberburgund, Rudolf II., der Eidam Burkards, der in dem Streit des Bischofs von Konstanz und Abts zu St. Gallen, Salomo, eines gelehrten und weltklugen Priesters, mit den königlichen Statthaltern in den alemannischen Ländern, das Herzogthum Schwaben erlangt und mit königlicher Macht behauptet hatte. Rudolf zog gegen Burkard, und nahm von ihm besiegt Frieden und die Hand seiner Tochter Bertha an. Beide gingen darauf mit ver- 923.
einter Macht nach Italien, schlugen den Berengar bei Piacenza, und nahmen das Land in Besitz. Nach Berengar's Tode (924) aber drangen die Ungarn durch die Lombardei, Rhätien, Schwaben in Burgund ein, und verwüsteten das Land, bis sie, von südlichen Genüssen geschwächt, dem Schwerdte des Grafen von Toulouse erlagen. Da riefen die Italiener Hugo, Grafen von Provence, welcher zu

Arles den Sitz eingenommen hatte, der zuvor den Königen von Niederburgund gehört hatte, auf ihren Thron, und Rudolf, wiewohl oft eingeladen, die Untreuen von Hugo's Grausamkeit zu befreien, vertrug sich klüglich mit demselben unter der Be-
931. dingung, daß er ihm die Krone Italiens überließ, und dafür das burgundische Land ungetrennt überkam. Seitdem stand unter dem König zu Arles — denn nach dieser Stadt wurde nun Burgund benannt —, was von Basel und dem Bodensee westlich bis an die Saone, südlich bis an die Rhonemündung und die italischen Alpen, östlich bis an den Waldstädter See gelegen ist. Denn der Deutschen König, Heinrich, der die Macht desselben gegen die Ungarn und gegen die mächtigen Herzoge von Schwaben brauchte, verlieh ihm zu den südlichen Ländern, die er ererbt und ertauscht hatte, einen großen Theil des alemannischen Helvetiens.
937. Rudolf lebte bis zum Jahre 937. Sein Sohn Konrad herrschte sechs und funfzig Jahre lang, unter dem mächtigen Schutz Kaiser Otto des Großen, der mit dessen Schwester Adelheid, der Witwe Lothar's, welcher seinem Vater Hugo in der Lombardei nachgefolgt war, die Krone von Italien erheirathet und als ein Lehen mit dem deutschen Reiche verbun-
951. den hatte. Verherrlicht wurde Konrads Regierung durch einen großen Sieg in den penninischen Alpen über die Araber und die Ungarn, die er gegen einander brachte, und, nachdem sie durch wilden Kampf ermattet und geschwächt waren, in den Thälern sei-
954. nes Landes aufrieb.

Kap. 26. Das deutsche Reich, mit welchem Helvetien nun

in die engste Verbindung kam, da Frankreich unter den letzten Karolingern durch die Einfälle der Normannen und den Uebermuth der Grafen, die sich den Weg zum Throne bauten, allen Einfluß auf die Nachbarstaaten verloren hatte, erhielt in jenen Zeiten folgende Gestalt. Zu den Herzogthümern Sachsen (unter Otto dem Erlauchten), Franken, und Baiern, kam, als Konrad von Franken 911 zum König der Deutschen erwählt worden war, das von Schwaben hinzu. Bis dahin waren in Alemannien noch Grafen als königliche Botschafter an der Spitze der Verwaltung gewesen, zuletzt vom Hause der Agilolfingen Erchanger und Berthold, ausgezeichnete Streiter in den Ungarkriegen. Diese beleidigten den Bischof von Konstanz, Salomo, dessen oben erwähnt worden ist, den Geschäftsführer und vertrauten Freund des Königs Konrad, und, da sie weder durch Rath, noch durch ernstliche Maaßregeln zu bewegen waren, ihrem Uebermuth Gränzen zu setzen, wurden sie durch ein Aufgebot der schwäbischen und bischöflichen Ritter und Mannen gefangen genommen, und als Verbrecher durch königlichen Spruch zum Tode verurtheilt (917). Darauf wählten die Schwaben, ohne daß es der König hindern konnte, den Grafen Burkard zu ihrem Herzog, der seine Tochter Bertha dem König Rudolf von Burgund, nachdem er ihn besiegt, zum Weibe gab, mit ihm nach Italien zog, und im Jahre 925 bei Mailand erschlagen ward. Die Macht des alemannischen Herzogthums in Schwaben und Helvetien war durch ihn so furchtbar geworden, als die des sächsischen im nördlichen Deutschland. So

918. kam es, daß Konrad, als er 918 starb, den eignen Bruder Eberhard, der Franken Herzog, überredete, der königlichen Würde zu entsagen, und sie mit der Fürsten Zustimmung Heinrich, dem Sachsen, Sohn Otto des Erlauchten, zu übertragen. Vergeblich widerstanden die Herzoge von Baiern und von Schwaben. Er zwang sie und Lothringen zur Unterwerfung. Darauf rüstete er gegen die Ungarn, und, wiewohl er dem neuen Feinde in der ersten Schlacht bei Wurzen (922) besiegt weichen mußte, stärkte er doch in neunjährigem Waffenstillstande, den er zu Bewältigung der Slaven benutzte, Land und Heer zu solcher Kriegskunst und Tapfer-
934. keit, daß er im Jahre 934 bei Merseburg in Sachsen über sie einen vollständigen Sieg gewann, der den Norden Deutschlands vor ihnen in Zukunft sicher stellte. Noch waren Baiern und Schwaben ihren Einfällen ausgesetzt, und auch da mußte das Land gegen sie befestigt werden. Die Begründung der Städte und die Festsetzung ihrer Rechte, wodurch die Bildung und die Freiheit aller Völker deutschen Stammes möglich wurde, bleibt das schönste Lob in den thatenreichen Geschichten der sächsischen Kaiser. Der Sieg unter Otto dem
10. August Großen, der auf dem Lechfelde bei Augsburg die
955. Macht der Ungarn also brach, daß sie nie wieder die Nachbarländer zu überziehen und zu berauben versuchten, rettete das Vaterland von den Barbaren. In dem folgenden ist, so weit die Gränzen dieser Geschichte gehen, zu erzählen, wie es unter der Regierung der deutschen Kaiser aus der Barbarei erstanden ist. Die Macht und Tapferkeit

der Grafen und Herren, welche in ihren festen Burgen über erbunterthänige Bauern herrschten, bald mit den Kaisern zu großen Thaten verbunden, bald in Widerstand gegen die Obergewalt, oder in Kämpfen unter einander; das stille Fortschreiten der geistigen Ausbildung durch die Stiftungen des Christenthums, die oft dem Aberglauben und trotzigem Eigenwillen fröhnten, aber nicht weniger die Rechte des innern Menschen gegen das rohe Gebot der äußern Macht schirmten; endlich das Aufblühen der Städte, und in ihnen der Fleiß, die Ordnung, die gesetzmäßige Freiheit des Bürgerstandes; das sind die Elemente der nächsten Entwickelungen der Zeit bis zu Ende der Kreuzzüge, der großen Umgestaltung alles europäischen Lebens.

Durch das ganze helvetische Land, das alemannische und das welsche, waren auf den Höhen und Hügeln Schlösser und Burgen erbaut, Wohnsitze der Vasallen, die unter schwachen oder viel beschäftigten Königen Herren geworden waren. Thürme und dicke Mauern schirmten gegen Ueberwältigung des Lehnsherrn, gegen innern und äußern Feind, nahmen die zu Kriegszügen versammelten Mannen auf, und bewachten das darunter gelegene Land. In diesem breitete sich das Landvolk aus, in zerstreuten Häusern und Hütten, Dörfern und Flecken. Weil der Boden, den sie bauten, das Holz, das Geräth, und die Thiere, von denen sie sich nährten, nicht der Leute, sondern des Herrn Eigenthum war, und ihre Sicherheit auf seinem Schutz beruhte, waren sie zu Gehorsam, zu Frohnarbeit auf seinen Feldern, in seinen Waldungen, bei seinen Kap. 27.

Bauen verpflichtet, und mußten Zins und Steuer bezahlen von dem Acker, der Heerde, und selbst dem Geflügel ihres Hofes. Die Härte oder Milde ihres Schicksals hing von dem Sinn des Herrn ab. Unter den Edeln waren viele, die aus Frömmigkeit, oder auch, weil ein wohl angebautes Land und treue, anhängliche Unterthanen ihnen großen Zuwachs an Macht und Reichthum gaben, wie Väter unter ihren Kindern wohnten, gern die gebotene Arbeit erleichterten, der Armuth aufhalfen, drückende Lasten milderten, und gerechte Entscheidung gaben, wo Streit entstanden war. Vorzüglich waren es die Frauen, die mit christlicher Liebe und Sanftmuth den harten Sinn der Ritter zu sänftigen wußten; und viele Stiftungen für Dürftige und Hülflose erstanden durch ihre sparsame Wirthlichkeit, oder auf ihre Fürbitten. Andere Herren aber meinten, daß, weil in der Welt ihnen das Recht über Menschen und Gut geworden war, auch kein göttliches Gesetz zwischen ihnen und ihren Eignen stehe, und verübten schmählichen Uebermuth an Männern und Weibern, mit harten Forderungen an Arbeit und Steuer, mit grausamen Züchtigungen, mit wilder Befriedigung der Wollust, und andern Greueln der Gewalt. Sie fanden ihren Lohn nicht vor irdischen Richterstühlen; denn die Kaiser brauchten ihre Unterstützung in den Kriegen und fernen Heereszügen, oder konnten sie auf ihren Festen nicht erreichen. Viele aber haben auch in dem Lauf ihrer Schicksale durch harte Noth, in welche sie bei den Unruhen der Zeit geriethen, und durch tiefen Verfall der Macht erkennen müssen, daß der Arm des Höchsten

jeden Frevler an den ewigen Rechten zu ergreifen und zu schlagen wisse, wie er verdient hat. So sind viele große Geschlechter untergegangen, und die Trümmer ihrer Herrlichkeit, einzelne Thürme und verfallene Mauern, stehen durch ganz Schwaben, durch die ganze Schweiz. Andere haben ihre Namen zu großen Ehren gebracht in der Geschichte jener Zeit, und bis auf den heutigen Tag. Denn auf mehreren Königsthronen sitzen Nachkommen schweizerischer Herren. — Aus der Menge berühm- Kap. 28.
ter Namen wollen wir nur einige nennen, welche Die Edeln.
durch Anbau des Landes, durch Macht und große Thaten, und durch die Dauer ihrer Häuser berühmt sind. Die Grafen von Kyburg, aus einem alten alemannischen Geschlecht, von Altorf bei Ravensburg, dem Stammhause der Welfen, herrschten über das Land um den Bodensee und Zürich, und in einem Zweige über Dillingen in Schwaben. Das welfische Haus in Italien und Deutschland, und das der Hohenzollern, werden von ihnen hergeleitet. Sie stifteten das Kloster auf der Insel Rheinau, und bauten die Städte Diessenhofen am Rhein und Winterthur (1180). Von den alten elsassischen Herzögen stammten durch Guntram, Landgraf im obern Elsaß, Herrn vieler Güter im Breisgau und Aargau, die Grafen von Habsburg, so genannt nach der Habsburg, welche Graf Radbod auf dem Wülpesberge über den Gefilden, in welchen einst die römische Stadt Vindonissa gestanden, erbaute. Die Gattin Radbods, Idda von Lothringen, stiftete, um die grausamen Bedrückungen ihres Gemahls, seines Vaters, und

seiner Brüder zu versühnen, ein Kloster zu Muri, als sie den Ort verödet zum Witthum bekam. Die Habsburger wurden in der Folge mächtig vor den andern Edeln in der Schweiz. Sie wurden Vögte des Stifts Sekingen, und traten in das Erbe der Grafen von Lenzburg, Herren von Baden und Zug, von denen die Grafen von Baden stammten, im Aargau, an den Waldstädten, im rhätischen Lande. Die Grafen zu Rapperswyl, Erbauer dieser Stadt am Zürchersee, ein Zweig der Welfen, hatten Burgen zu Wülflingen, Uster, und an den Gränzen Rhätiens. Ihre Lust war die Jagd auf ihren Bergen, ihr Einkommen in Zöllen von dem Handel zwischen Deutschland und Italien, und in dem kärglichen Anbau des Landes. Auch ihre Besitzungen kamen an Habsburg. Neben ihnen waren die Grafen von Toggenburg. Von einem derselben wird Folgendes erzählt. Graf Heinrich von Toggenburg sah den Brautring seiner Gemahlin Idda an dem Finger eines seiner Dienstmannen. In der blinden Wuth der Eifersucht eilte er zu dem Weibe, und stürzte sie aus dem Fenster der hohen Burg in den Graben hinab. Den Dienstmann ließ er, einem Roß an den Schweif gebunden, die Felsen hinabschleifen. Beide waren unschuldig. Denn ein Rabe hatte den Ring aus dem offnen Fenster des Schlosses getragen, der Mann ihn gefunden. Die Gräfin aber ward wunderbar behütet. Sie erfaßte im Fallen ein Gesträuch zwischen dem Felsen, befreite sich während der Nacht, und irrte von da an in dem Walde umher. Auch nach der Entdeckung, und als ihre Ehre vor den

Leuten gereinigt war, wollte sie nicht zu ihrem Gemahl zurückkehren, sondern blieb dem stillen Leben geweiht im Kloster zu Fischingen, das zu der Burg gehörte. — So mächtige Herren waren auch die Grafen des Uechtlandes, des wüsten Bodens, der nun das Berner Gebiet ist, von welchen die Grafen von Neufchatel stammen; die von Werdenberg, von Nellenburg, von Montfort, von Rhäzüns, von Greyerz. Die Grafen von Savoyen, anfänglich in dem untern Wallis von kleiner Gewalt, wuchsen später durch den Verfall berühmterer Geschlechter. Die von Welschneuenburg (Neufchatel) bauten den Fuß des Jura, die Ufer des Bieler Sees, und das Land bis zur Aar. Das mächtigste Haus aber in Helvetien wurde unter den fränkischen Kaisern, Konrad, und den beiden Heinrich, dem dritten und vierten im deutschen Reiche, das der Grafen von Zähringen.

Der burgundische König, Rudolf III., der Sohn Konrad's, der unter Otto dem Großen regierte, vergab das Recht der Nachfolge noch bei Lebzeit an den König der Deutschen, Heinrich II., seinen Neffen von Gisela seiner Schwester und Heinrich, Herzog von Baiern. Vergeblich widerstritten sein Schwager Otto Graf von Champagne, und die Grafen Wilhelm von Poitiers und Otto Wilhelm von Besançon. Sie wurden zum Gehorsam gezwungen, Heinrich nahm Burgund in Besitz (1024), und, als Rudolf gestorben war (1032), machte Heinrichs Nachfolger im deutschen Reiche, Konrad der Salier, die Rechte des Kaiser-

Kap. 29.

1032.

thums geltend, und erklärte das Land für heimgefallen an das Reich. Das neu gewonnene Land gehorchte theils freiwillig, theils durch Krieg bezwungen, williger Konrad's Sohne, dem gewaltigen Kaiser Heinrich III., und dieser verlieh die Verwaltung des Theils jenseits des Jura, der noch zu Frankreich gehört, an Reinhold, des Grafen Otto Wilhelm von Besançon Sohn, nachdem er die Huldigung von ihm empfangen hatte; das Land Burgund diesseits des Jura stand mit dem Herzogthume Schwaben unter Rudolf, Grafen zu Rheinfelden, einem Verwandten derer von Habsburg. Alle Länder des deutschen Reichs, so auch Helvetien, zerfielen in Zwietracht und heftigen Krieg, als Kai-
1075. ser Heinrich IV. in bittere Kämpfe mit dem Pabst zu Rom Gregor VII. gekommen war. Einige der Fürsten und der Bischöfe hielten es mit dem Kaiser, die meisten mit dem Pabste, als er die Besetzung der geistlichen Aemter durch die weltliche Macht und die Ehe der Priester für Sünde erklärte, um sich ein unbewaffnetes, aber gefährlicheres Heer aus allen, nun ihm allein dienstbaren, Männern der Kirche zu erschaffen. Gegen den Kaiser standen auch der Herzog Rudolf, und Berthold von Zähringen, dessen Erbe in dem Schwarzwald und dem jetzigen Baden lag, vorher Feinde wegen des Herzogthums Schwaben, darauf durch gemeinschaftlichen Groll vereinigt. Rudolf
1078. nahm die deutsche Königswürde, die der Pabst und ein Theil der Fürsten ihm anbot, kämpfte um sie
1080. bis ins dritte Jahr, und fand den Tod in diesem Kampfe. Das Herzogthum Schwaben war erle-

digt, und der Sohn Rudolfs, Berthold von Rheinfelden, und Friedrich von Hohenstaufen, Eidam des Kaiser Heinrich, bewarben sich darum in blutigem Streit. Die Herren von Schwaben gaben es, da Berthold darüber verstorben war, auf einem Tage zu Ulm an dessen Schwager, Berthold von Zähringen. Der machte Frieden mit dem Kaiser und mit Friedrich von Hohenstaufen. An diesen überließ er das Herzogthum, und empfing von je- 1097.
nem mit kaiserlicher Macht und Gewalt die Landvogtei von Zürich, und die Verwaltung von Helvetien, so weit es unter dem deutschen Reiche war, zu großem Ruhm seines Hauses, und Nutzen des Landes, das unter den Zähringern zu schönerer Blüte gedieh, als je vorher. Unter dem Kaiserthum Lothar's II. von Sachsen führte ein Herzog von Zähringen, Konrad, den Krieg des Kaisers gegen den Grafen Reinold von Chalons und Ma- 1127.
con, der Ansprüche auf ganz Burgund machte, schlug und zwang ihn, mit Hochburgund zufrieden zu seyn. Er selbst bekam vom Reich die Verwaltung des Landes diesseits des Jura. Dem Hohenstaufischen Hause waren die Zähringer lange entgegen, aus altem Zwist der Geschlechter, und aus Furcht vor der stolzen Hoheit so gewaltiger Kaiser. Herzog Konrad stritt mit dem ersten derselben, Konrad, und unterwarf sich erst, als des Kaisers Neffe 1145.
Friedrich seine Burgen in Schwaben zerstört, und das Land und die Stadt Zürich genommen hatte. Als aber Friedrich I. Barbarossa an die Spitze des Reichs gekommen war, ruhte der alte Haß, und verwandelte sich in den Gehorsam der Ehrfurcht.

Der Kaiser vermählte sich mit der Erbfrau von Hochburgund, der Witwe Reinolds, und vereinigte das Land wieder mit dem Reiche; dem Herzog Berthold, dem vierten Zähringer dieses Namens, bestätigte er die Statthalterschaft diesseits des Jura, und verlieh ihm dazu die kaiserliche Regentschaft im Reich von Arles, und die Schirmvogtei der drei
1154. Hochstifte, Sitten, Genf, und Lausanne. Dafür hing dieser dem großen Kaiser treu an, und leistete ihm kräftige Unterstützung auf dem Zuge nach Italien.

Kap. 30. Die geistlichen Stiftungen.

So viel von den weltlichen Herren Helvetiens. Wie das Christenthum in diese Länder, früher bei den Burgundern, später und nach heftigerem Widerstand bei den Alemannen, gekommen, und von den ersten geistlichen Stiftungen ist oben geredet worden. Das Göttliche verlangt ein reines Gemüth und einen klaren Blick, der den Himmel schauen kann. Von denen, die es am würdigsten aufnehmen, wird am wenigsten erzählt. So weiß die Geschichte nur von denen, die sich dauernde Denkmäler errichtet haben, und, weil die Bewegungsgründe allein dem innern Richterstuhle angehören, so spricht sie nur von den Früchten, die aus der Saat der Frömmigkeit, der stillen Andacht, der Reue, gewöhnlich schöner und ergiebiger gereift sind, als in der Zeit des Ausstreuens von irgend jemand gedacht werden konnte. Das Verlangen nach einer höhern, bessern Ordnung der Dinge ist in jedem Menschen. Verschieden äußert es sich in verschiedenen Zeiten. Die rohe Kraft beugt sich unter die geistige Gewalt, deren sie nicht entbehren kann,

und wird ihr unterthan. Der ungestüme Genuß des Lebens überzeugt sich bald, daß er in den Freuden, die er zu heftig als Glück umarmte, nicht dauernde Befriedigung finden kann. Auch der gedemüthigte Stolz, die gekränkte Ehrliebe, die fliehende Unschuld suchen Freistätten der Ruhe und der Sicherheit. Andere verlangen nach ungestörtem Fleiß, nach einsamem Erguß der Gefühle; vielen ist unthätige Behaglichkeit das Schönste im Leben. Die Menschen sind dieselben, immer unendlich mannigfach in dem, was sie beginnen und was sie dafür empfangen. Am Ende wird das Unkraut ausgerottet, und das bleibende Gute erhält seinen Lohn. Das im voraus, damit man nicht schnell verdamme, was damals nothwendig und ersprießlich war, und nicht unverständig preise, was unbrauchbar und erstorben ist.

In Zürich hatte in alter fränkischer Zeit auf den Trümmern der unter den Römern mächtigen Stadt (Turicum, Castrum Turicinum) ein christlicher Herzog des Volks ein Münster für Chorherren gestiftet. Karl der Große stattete es aufs neue aus, und die Töchter seines Enkels, Ludwigs des Deutschen, bauten das Frauenmünster dazu. Die Geistlichen gewannen durch den Verkehr mit Italien an Bildung, was die aufblühende Stadt an Geld und Gut. Dort lehrte Arnold von Brescia, der unter Friedrich Barbarossa (1155) seine gewaltigen Worte zu Rom auf dem Scheiterhaufen büßen mußte, früher (1139) auf seiner Reise aus Italien, unter großem Zulauf des Volks, und mit vieler Zustimmung derer, die eine Umänderung der

Dinge für nothwendig hielten, und zu früh hoff-ten. — Zu St. Gallen wurde unter dem Hausmeier Pipin von Herstal ein Kloster gestiftet, zu Ehren und nach dem Namen des Gallus, der dort zuerst in der Wildniß gepredigt und gepflanzt hatte. Es wuchs bald an Reichthum und Ansehen im ganzen Thurgau. Aber die Mönche pflegten nicht sich allein, sondern arbeiteten fleißig für die Nachwelt. Sie hatten den Grundsatz, den man in den Urkunden des Stiftes zu Muri gefunden hat, daß das Leben der Geistlichen ohne Wissenschaften todt ist. Man las in dem Kloster Kirchenväter und Homilien, aber auch lateinische Geschichtschreiber, Redner, Sprachlehrer und Dichter. Einige Schriften des Cicero, der Erklärer desselben Asconius, der Dichter Valerius Flaccus, der Lehrer der Beredtsamkeit Quintilianus, der Historiker Ammianus, und welcher Schatz deutscher Alterthümer würde für uns verloren seyn, wenn jene Mönche nicht mühsame Handschriften verfertigt hätten. Der älteste Roman, die Abenteuer des Herzogs Ernst von Schwaben, wurde von einem unter ihnen gedichtet. Gesang, Redekunst, und die Kunst des Schönschreibens lehrte man in den Schulen des Klosters, dessen Ruhm nach Deutschland, Italien, und bis nach England erscholl, so daß Gesandtschaften aus jenen Ländern kamen, und tüchtige Männer in ihm lernten und lehrten. Die Mönche nannten das Kloster ihre Republik, den Convent ihren Senat. Darum ließen sie sich keine harten Gebote gefallen, weder in ihrem Besitz und dessen Verwaltung, noch in Meinung und Lehre. Wo Kenntniß der Spra-

chen — denn auch die griechische wurde von einigen getrieben — und fleißige Forschung ist, da entstehen auch Zweifel an dem, was der Menge als wahr fortgelehrt wird. Daher stellten manche Männer daselbst in dem zehnten und elften Jahrhundert Sätze auf, ohne Tadel und Verfolgung, die andern in spätern fortgeschrittenen Zeiten Verdammung und schmählichen Tod zugezogen haben. Bei gelehrter Bildung und Wohlhabenheit wohnt gern fröhlicher Lebensgenuß; und jene Geistliche verachteten nicht finster und mürrisch eine Welt, deren schönste Blüten sie besser, als Andere, kannten. Unter Kaiser Konrad II. wurde Abt von St. Gallen der Salomo, dessen oben Erwähnung geschehen, Bischof von Constanz, des Kaisers Rath und Vertrauter. Er war, sagt Johannes Müller von ihm, weit über seine Zeitgenossen durch Geist, Gelehrsamkeit, und edles Gefühl der ihm zukommenden Würde. Iso, ein Edelmann aus dem Rheinthal und Lehrer der Sanctgallischen Schule, der gelehrteste Mann derselben Zeit, hatte den Salomo, bestimmt Domherr zu seyn, zu feinen Sitten auferzogen; durchdringender Verstand erwarb ihm als Jüngling die Liebe Erzbischofs Hatto zu Mainz; den Königen war er im Rath und Umgang unentbehrlich. Er war weit erhaben über den Geiz und andere Leidenschaften, wodurch die Seelen der Hofleute gemeiniglich klein werden: doch Ehre und Reichthum suchte er ohne niedrige Kunst, weil er gern vielen wohlthat, und weil der bezaubernde Schimmer ihm leichter machte, sich der Unverständigen zu großen Dingen zu bedienen. Bei seinen

Predigten floß das Volk in Thränen; an der kaiserlichen Tafel war keiner, der geistreicher scherzte, noch mit so viel Anstand und gleichwohl so munter zechte. Salomo war von langer Statur, von Gestalt sehr schön. Von den Mönchen wurde er beneidet, aber verehrt, als der den ganzen Kreis menschlichen Wissens, wie er damals war, umfaßte. Auch vergab er den Klöstern von dem Reichthum seiner Väter kostbare Gefäße und einträgliche Höfe; jeden ersten Tag des Monats bewirthete er die Mönche; in Constanz hielt er Bürgern und Geistlichen offne Tafel; er übertraf an Pracht alle Prälaten von Schwaben; einen Becher hatte er, schwer von Gold und edeln Steinen, ein ehernes Waschbecken mit wunderwürdigen Figuren, große elfenbeinerne Tafeln. In seinen Klöstern trug er die Kutte; an dem Ort, wo er sie anzuziehen pflegte, wurde zu St. Gallen ein Denkmal gesetzt; bei den Dienstmannen erschien er als Domherr. Ein Bild des Reichthums und der Kunst jener Zeit giebt auch das Geschenk, das dem Salomo der Bischof von Augsburg machte. Es bestand aus einer sehr großen Glocke, einem Kelch vom Stein Onyx, gefiederten Tapeten, Purpur, übergoldeten Kleidern, Bildern auf Scharlach gestickt, weißen wollenen Röcken, großen elfenbeinernen Kämmen an ehernen Ketten, mit feiner glänzender Leinwand bedeckten Tischen, vielen Edelgesteinen und andern Kostbarkeiten. Ein Zögling und später Lehrer von St. Gallen war auch der berühmte Eckard, ein Mann, wie die Chroniken sagen, von angenehmer Lebensart, einnehmender Sprache, durchdringen-

den redenden Augen, und schöner Größe. Seinen Umgang liebte die schöne Hedwig, Witwe des Herzogs Burkard von Schwaben, die auf Hohentwyl mit solcher Weisheit regierte, daß man im ganzen Lande beim Leben Hedwigs schwur. Sie las gern die Alten mit Eckard, für welchen sie dem Kloster ein Gut schenken wollte, und vertiefte sich neben dem reizenden Lehrer in wissenschaftliche Betrachtungen. Die Mahlzeiten der Mönche von St. Gallen waren mehr froh und von außen glänzend, als üppig. Der Wein wurde noch selten gebaut. Einst schenkte der Bischof Ulrich von Augsburg dem Kloster zwei Fässer Wein. Da kam die schreckliche Kunde in das Stift, daß das Gefäß in eine Tiefe an der hohen Brücke gefallen sey. Alsbald zogen alle an den Abgrund, und hielten, während der Versuche, es herauf zu ziehen, Procession um denselben mit lautem Kyrie Eleison. Als die Arbeit gelungen, der Wein wieder gewonnen war, stimmten sie freudig das Te Deum an, (besser als wir nach gewonnenen Schlachten, fügt Johannes Müller hinzu).

Zu Einsiedeln oder in den Einsiedeln war das Lieben-Frauen-Stift zu Ehren Meinrad's, Grafen von Hohenzollern, der, in dem Kloster zu Reichenau erzogen, dann in der Wildniß über dem Zugersee, wo er ein beschauliches Leben führte, ermordet worden war, fast ein Jahrhundert nach seinem Tode gegründet, als Otto der Große Kaiser war. Die Erzählungen von vielen Wundern, die daselbst geschehen, zogen eine Menge Wallfahrer nach dem heiligen Orte; Kaiser und Kap. 51.

Fürsten machten heilige Geschenke; so wurde die Gegend angebaut und bevölkert. Während der Kämpfe zwischen den Kaisern und Päbsten, in welche fast alle Länder der Christenheit gezogen wurden, entstanden mehr als zwanzig neue Klöster in Helvetien; und viele Edle, des Streits und der allgemeinen oder besondern Noth müde, brachten in ihnen ihre letzten Tage zu, als Mönche, Diener, und Hirten, nachdem sie ihr Gut und Geld zum Opfer hingegeben hatten. Andere sorgten für die nachgeborenen Söhne, für die unverehelichten Töchter, und für ihre Witwen. In jene Zeiten gehört die Stiftung von Engelberg in Unterwalden, am Fuße des Titlisberges, Allerheiligen bei Schafhausen, Hirschau, St. Blasien, Muri im Aargau, Beronmünster, St. Albans bei Basel, Rügisberg, Interlachen, Seedorf in Uri, Rougemont, Hautcrest, Marsens, Hauterive, nnd von Genf und Lausanne aus Bonmont und Montheron. Die Alpenspitzen in Graubünden und Wallis, und die Höhen des Jorat und Jura wurden mit Kapellen und Klöstern bedeckt. Die Thäler füllten sich mit Heerden; die wenige Erde, von den Felsen durch die Fluten heruntergespült, oder von mühseligem Fleiß zusammengetragen, trug Erndten; und über die schwierigsten Wege, über Klippen bis in die Gegenden des ewigen Schnees und Eises führten Pfade und Brükken. Der Streit zwischen Kirche und Staat ist vorüber, oder er wird mit Bedauern, aber, weil man bald überall bessere Einsicht hoffen darf, mit vieler Geduld geführt, da wo Beschränktheit und

Selbstsucht ihn wieder erregen will. Die Natur aber spendet noch ihren Segen, wo der Mensch mit frommer, fleißiger Arbeit sie zum Nutzen seiner Brüder umgeschaffen hat; und das Wort der Weisheit und des Glaubens trägt lebendige Früchte bis in unsere Geschlechter. Nur der heuchlerische Dünkel, die herrschsüchtige Aufgeblasenheit, und die faule Ueppigkeit, die sich gern in das Heilige versteckt, um von dem Wahn und der abergläubischen Furcht eines ungebildeten Volkes sich zu nähren, hat ihren gerechten Lohn empfangen, und empfängt ihn täglich, weil nichts bestehen kann, was ungöttlichen Wesens ist.

Kap. 32. Die Städte. Der Mittelstand.

So glänzend und thatenreich aber das Leben der Edeln, so verdienstlich der stille Fleiß der Geistlichen war, die es sich erworben haben, daß die Geschichte gern von ihnen reden mag, so würde doch das von ihnen gestiftete Gute nicht hingereicht haben, das Volk aus kriegerischer Rohheit und abenteuerlicher Unruhe, oder aus träger Beschäftigung des Gemüths mit herkömmlicher Andachtsweise zu nützlicher Thätigkeit im Aeußern und zu freier Entwickelung der geistigen Kräfte emporzuführen, und die edelsten Bestrebungen und ihre Früchte zum Gemeingut aller Tüchtigen zu machen, wenn nicht durch die Anlegung und das allmählige Aufblühen der Städte ein Mittelstand gebildet worden wäre, durch welchen der Mißbrauch der Kraft, wie die ertödtende Herrschaft religiöser Formen heilsame Schranken oder lebendigere Beziehungen erhielten. Die Zerstörung des Römerreichs hatte die alten Städte Helvetiens in Schutt und Trümmer gelegt.

Die Eroberer vertheilten das Land unter die, mit deren Hülfe sie gesiegt hatten. Die Lehnsverfassung war der Gewinn der Führer; die Diener der Religion waren erst mächtig im Rath, dann reich im Besitz; die große Menge, an blinden Gehorsam gewöhnt, oder durch die Waffen unterworfen, blieb in drückender Unterthänigkeit. Die in gewaltigen Kämpfen oder in weichlicher Schlaffheit der Könige und Fürsten verflossenen Jahrhunderte der Merovinger und Karolinger vermehrten die Macht und das Ansehen der Edeln und der Geistlichen; dem Volke brachten sie keine Hülfe, aus der dauernde Sicherheit hätte entstehen können. Da kamen die verwüstenden Heereszüge der Ungarn, und nichts blieb von ihnen verschont, als die Burgen, zu deren Belagerung und Erstürmung die wilden Barbaren nicht Hülfsmittel oder nicht Zeit genug hatten. Die Siege, welche die deutsche Tapferkeit über sie erfocht, hatten keine Frucht, als eine augenblickliche Zerstreuung ungeheurer Schwärme, die Brandstätten und Einöden hinter sich zurückließen, und nur auf neue Erndten und Vorräthe warteten, um die Einfälle wieder zu beginnen. Es galt daher, durch das ganze Land feste Zufluchtsörter zu erbauen, hier bewaffnete Schaaren sich sammeln und üben zu lassen, und die Gränzen selbst für die Zukunft zu verwahren. Die Kaiser aus dem sächsischen Hause, Heinrich I. und Otto der Große, waren nicht nur durch die glorreiche Besiegung der Ungarn, sondern auch durch die Begründung der Städte die Retter aller Nationen, die sie unter ihrer Gewalt und unter ihrem Schirm hatten. Was aus ältern

Zeiten noch von festen Wohnungen für eine größere Menschenzahl übrig war, wurde aufs neue mit Mauern und Verschanzungen umgeben; neue Städte erstanden in allen Theilen Deutschlands, Helvetiens, bis in die Gebirge hinauf. Die freien Männer aus dem flachen Lande, denen Alter, Armuth, oder Kriegsnoth keine Sicherheit in den vereinzelten Wohnungen und in den verheerten Gegenden mehr gewährte, die nachgeborenen Söhne der vornehmen Geschlechter, und die Bewaffneten, der neunte Mann aus jeder Bannmeile, machten die Bevölkerung der Städte aus; das waren die ersten Bürgerschaften. Die größere Ordnung und Sicherheit durch ungestörte Handhabung der Gesetze unter friedlichen Obrigkeiten, die freie Wahl der Thätigkeit in Handel und Gewerben, der Zufluß und wachsende Wohlstand durch leichtern Verkehr, und die bedeutenden Vorrechte, welche die Kaiser aus richtiger Einsicht in ihren eignen wahren Vortheil diesen Vereinen gaben, bewirkten es, daß nicht nur die Zahl der Einwohner sich in ihnen immer vermehrte, sondern auch die Geschicklichkeit der Einzelnen in Ausbildung des Erlernten, in neuen Erfindungen, in schönen und großen Werken der Kunst, in neu versuchten Wegen und Verbindungen des Handels sich auszeichnete. Die Vielseitigkeit der äußern Beschäftigungen wirkte auf die geistige Thätigkeit; die Wissenschaft vereinigte sich mit dem Dienst der Waffen, und die Schönheit der Kunst mit der Gottesverehrung. Wie lange auch der Adel und die Geistlichkeit mit Haß und Neid den neuen Schöpfungen, die sich stiller und bescheidener, aber

auf nahrungsvollem Boden und aus gesunden Wurzeln desto kräftiger erhoben, Widerstand und Anfeindung jeglicher Art entgegensetzte, sie blieben in ihrer Vortrefflichkeit, als jene ihre frühere Bedeutung schon zum großen Theil verloren hatten, und hatten den schönsten Sieg darin, daß die Feinde selbst ihr Bestehen auf die Theilnahme an jenen Beschäftigungen mit Wissenschaft und Kunst, also auf die früher verschmähte geistige Ausbildung begründeten. In Helvetien nennen wir aus der großen Zahl der Städte, die seit dem zehnten Jahrhundert aufblühten, besonders folgende:

Zürich, durch alten Ruhm im Volke, durch Lage am See, an zwei Flüssen, in einem schönen Thale begünstigt, nahe bei Deutschland, nicht zu fern von Italien, Ländern, die in Hinsicht der Regierung und des kirchlichen Wesens noch in der engsten Verbindung waren, wuchs, nachdem es auf engem Raume wieder aufgebaut war, bald zu dem Rang der ersten Stadt im Thurgau und des blühendsten Handelsplatzes in der Schweiz empor. Denn in ihr floß der Verkehr zwischen Norden und Süden zusammen, und kaiserliche Vögte sorgten für Sicherheit der Reisenden. „Dem nächsten Gau," erzählt Johannes Müller, „vertheilte sie Salz, deutsche Weine, und Heringe des Nordmeers; nordisches Eisen wurde in Zürich gegen Früchte der südlichen Länder getauscht; von ihr bekamen viele Städte die ersten Muster des Fleißes Italienischer Weber. Ihr edelster Gewinn war das Gefühl der Würde des Volkes, welches vor andern Europäern die Städte des lombardischen Bun-

des emporbrachten. Von Zürich und aus der Lombardei kamen Gedanken von Freiheit und Eidgenossenschaft in alle Städte des Rheinstroms, den schönsten Theil des Reichs der Deutschen; sie wurden mit verschiedenem Erfolg ausgebildet, bis in die letzten Zeiten des Kaiserhauses Hohenstaufen." Von den geistlichen Stiftern Zürichs, dem Münster und dem Frauenmünster, ist vorher geredet worden.

Basel, der Sitz eines Bischofs, unter welchem auch die städtische Verwaltung stand, war eine der ersten Städte, in welcher die Eintheilung der Bürgerschaft in Zünfte nach den Handwerkern erfolgte, und in das öffentliche Wesen eindrang. Denn „es rathschlagten daselbst über das gemeine Wesen unter den Bischöfen vier Herren vom Ritterstand, und aus den alten guten Geschlechtern zweimal so viel achtbare Bürger; dieser Senat wurde aus den Zünften verdoppelt, jährlich an einem feierlichen Tage von acht Wahlherren erwählt und vor das Volk gebracht. Der Bischof ernannte die Wahlherren, je zwei vom Domkapitel, vom Ritterstand, aus den achtbaren Bürgern und von den Zünften; er selbst verordnete einen obersten Zunftmeister; den Bürgermeister bestätigte er. So wurde die Regierung von allen Ständen verwaltet, welche je durch Rath, Gut und Blut für Basel wohlthätig waren, damit aus dem Gleichgewicht einseitiger Gedanken in allen Verordnungen und Anstalten das allgemeine Wohl entstehe." Basel wurde oft ein wichtiger Waffenplatz zwischen Deutschland und Frankreich, wie sich dort das Kreuzheer im Jahre 1202 versammelte, das den fränkischen

Thron in Constantinopel errichtete; der Sitz einer der wichtigsten Kirchenversammlungen im funfzehnten Jahrhundert; und bei der Wiedergeburt der Wissenschaften diente diese Stadt zur Verbreitung der aus Italien herbeigezogenen Hülfsmittel nach Frankreich und Deutschland. Aber schon während der Kreuzzüge war solche Wohlhabenheit in diesen Städten, daß man in Basel Cyperwein kannte und liebte, so wie in Zürich die Bereitung seidener Stoffe in Aufnahme kam.

Schafhausen bevölkerte sich durch das Zuströmen der Menschen und des Reichthums nach dem Kloster Allerheiligen, das daselbst gestiftet worden war, zuvor ein Flecken, den Schiffer bewohnten. Der Rheinfall in der Nähe, der das Ausladen der Waaren nothwendig machte, beförderte den Verkehr, und machte den Ort zu einem Stapelplatz des Handels. Die Aebte des Klosters befestigten ihn mit Mauern und Graben, und bauten die Brücke. Die Verwaltung war zwischen dem kaiserlichen Vogt, dem Abt, und dem Rath getheilt, der aus adeligen und bürgerlichen Geschlechtern gewählt wurde.

Auch Solothurn wurde zur Stadt durch das seit Pipin, dem Vater Karls des Großen, gegründete St. Ursus-Münster. Die Zelle des Abts von St. Gallen im Hochgebirge am Bodensee, bei welcher eine geweihte Kirche stand, gab Appenzell seine erste Entstehung, als die Dienstbaren des geistlichen Herrn, Gotteshausleute genannt, sich um sie angebaut hatten.

Lucern, unter der Verwaltung der Aebte von

Murbach, erhielt städtische Rechte — ein Rath von achtzehn Bürgern, jede sechs Monate gewählt, und ein Schultheiß an dessen Spitze pflegten sie — und wachsenden Wohlstand. Es lebte in Frieden, bis es unter Habsburg kam.

Am meisten gediehen die Städte unter der Ver- Kap. 34. waltung der Zähringer, wie überhaupt die Zeit der Hohenstaufen die glücklichste für den Wohlstand derselben auch in Deutschland gewesen ist. Von ihnen sagt Johannes Müller — denn wer sollte lieber gehört werden, als er? — Folgendes: In die Städte sammelten sich viele, die nach menschlicher Art aus mancherlei Ursachen ihres Zustandes überdrüssig waren, und andere, welche Nahrung und Gewinn vom Zusammenleben hofften, die meisten aus Liebe zu Freiheit, Ordnung und Ruhe. Gerichtet wurden die Bürger nach kurzen einfältigen Rechten unter einem jährlich von ihnen gewählten Schultheiß, von zwölf oder vier und zwanzig Räthen ihres Gleichen, zufolge eigener Geständniß oder auf das Wort genugsamer Zeugen. Keiner durfte bei fremden Richtern seine Mitbürger anklagen, oder Fremde zu Zeugen wider sie aufstellen; kein Mann in des Herzogs Pflicht mochte vor fremden Gerichten wider die Bürger zeugen, kein Richter sie greifen, sie hätten sich denn durch Falschmünzen oder Diebstahl entehrt. Nie wurden zweispältige Urtheile nach der Willkür des Herrn entschieden, sondern durch Zweikampf oder durch den Rath von Cöln, dessen Gesetz das Muster der Zähringischen Stadrechte war. Jeder war, so lange er lebte, unbevogtet, Verwalter seines Vermögens; hierin

folgte ihm die Witwe; die Sorge für die Waisen war der ganzen Stadt gemein. Wenn ein geiziger Vormund an ihnen übel that, so fiel sein Gut in des Herzogs Hand; körperliche Strafe wurde ihm von den Bürgern auferlegt. Gewichte und Maße, auf die in dem damaligen Handel das Meiste ankam, waren unter ihrer Aufsicht. Sie waren im Lande zollfrei. Was beim Wein geschah, wurde beurtheilt wie Frevel, die bei Nacht geschehen. Die Preise für Wein, Brod und Fleisch, damals die vornehmsten Speisen, wurden von den Räthen und Bürgern bestimmt. Fleischern war nicht erlaubt, vierzehn Tage vor oder nach St. Martinsfest Ochsen oder Schweine zu kaufen; alsdann bereiteten die Bürger zum Hausgebrauch Winternahrung. Das Haus eines Mörders wurde niedergerissen, und lag ein Jahr wüste. Ueberhaupt redeten die Gesetze viel zu den Sinnen; diese Sprache weiß der Ungelehrteste. Nie wurde der Stadt von dem Herrn ein Bürger aufgedrungen, und nie einer an freiem Abzug verhindert. Um desto lieber zogen freie vereinzelt wohnende Männer und leibeigne Leute in Städte. Die letztern, wenn der Herr in Jahresfrist sie nicht suchte und ihre Dienstbarkeit mit sieben Verwandten bewies, waren frei. Zu allgemeiner Nothdurft besteuerten sich die Bürger selbst. In den Krieg ihres Herrn zogen sie nicht weiter, als daß jeder zu Hause schlafen konnte. Ihre Häuser waren das einzige Pfand ihrer Treue. In guten und bösen Sachen standen die Bürger alle für einen, einer für alle: die Liebe des Nächsten erstreckte sich nicht überhaupt auf die Mensch-

heit, sondern auf die zunächst wohnenden. Diese anfangenden Bürgerschaften waren zu entschuldigen, wenn sie zu gesellschaftlichem Emporstreben aus der Verwilderung die festesten Bande unter sich knüpften; die andern wollten ihren aufblühenden Stand mit gewaltigem Arm in Erniedrigung zurückhalten.

Ein Berthold von Zähringen, der vierte dieses Namens, war es, der Freiburg auf den steilen Felsen über der Sane baute (1178), zum Theil auf Gütern des Klosters Peterlingen, das von der burgundischen Königin Bertha um das Jahr 1000 nach Christus gestiftet worden war. Der Sohn desselben, Bertold der Fünfte, verwandelte den Ort Bern in eine Stadt (1191), und umgab ihn mit Mauern und Graben. Viele edle Geschlechter, unter ihnen das von Erlach, Bürger aus Zürich und Freiburg im Breisgau, und Handwerker, die dort Nahrung suchten, bauten und füllten sie. In kurzer Zeit wuchs sie zu großem Wohlstand und zu einer Macht heran, die selbst von Königen geachtet, mehrmals ihnen furchtbar wurde. Denn die Einwohner nannten ihr Bürgerrecht ihre Ehre, und ihre Obrigkeit, ein Rath aus Edlen und achtbaren Bürgern jährlich erwählt, bewahrte Gerechtigkeit innen und außen. Als bischöfliche Sitze, und in dem Landstriche gelegen, der am frühsten Anbau und feinere Bildung erhalten hatte, zeichneten sich Genf und Lausanne aus. Die Gewalt der vornehmen Geistlichkeit erstreckte sich über den größten Theil der französischen Schweiz, wie man sie jetzt nennt. Die Streitigkeiten derselben mit den Zähringern und den Edeln, die diesen und dem

Kap. 35.

Kaiser anhingen, waren dem offnen Lande zum Schaden; die Städte gewannen dabei an Bürgerzahl, an Uebung in den Waffen, und dadurch, wie durch die Künste, die den Einzelnen Selbstgefühl gaben, an Sinn für Freiheit. Daraus entwickelte sich der Widerstand auch gegen das geistliche Regiment, der in dem nächsten Zeitraume entscheidende Veränderungen herbeiführte. Im Lande Wallis hatte Sitten, desgleichen der Wohnsitz eines Bischofs, unter diesem städtische Verfassung mit Bürgermeister und Rath. Der obere Theil des Landes, von einem kräftigen Stamm Menschen in sieben Zehnten bewohnt, behauptete uralte Freiheit unter seinem Landrath, Abgeordneten jener Zehnten, dem ein Landeshauptmann vorstand. Das untere Wallis, die Thalgegenden bis zu den Quellen des Rhoneflusses, war im Besitz vieler Grafen und Herren, unter welchen der Graf von Savoyen der mächtigste war. Eben so diente das rhätische Land, romanischer Abkunft und Sprache, den Grafen und Freiherren, deren Burgen die Höhen bedeckten. Die Stadt Chur allein genoß städtischer Rechte unter ihrem Bischof, der seine geistliche Macht über die Aebte von Disentis und Pfäffers ausdehnte. Der Stand der Bauern war noch in Unterthänigkeit durch ganz Helvetien, wie in den übrigen Ländern, bis die Kreuzzüge, die Folgen derselben für die edeln Geschlechter, welche an ihnen Theil nahmen, und der Verfall der kaiserlichen Macht überall neuen Muth und Ansprüche auf eine bessere Stellung zu den Herren erzeugten. Nur in Schwyz, Uri, und Unterwalden erhielt sich

von der ältesten Zeit ein tapferes und freies Volk, ohne Herrschaft, als die Schirmherrschaft des Kaisers. Von diesen wird zunächst geredet werden.

Schwyz, Uri, Unterwalden.

Das Höchste auf Erden ist überall und immer Kap. 36. durch das Kleine, das Verachtete oder Unerwartete, geschehen. So waren es nicht die tapfern, kriegserfahrenen Ritter, nicht die wohlhabenden, in Staatshaushalt, Kunst und Sitte ausgebildeten Bürgerschaften, die eine Eidgenossenschaft bildeten zu Bewahrung vor Gewalt, zu Schutz und Schirm gerechter Freiheit, ein leuchtendes Beispiel für alle Zeiten; sondern ein Völkchen, das man kaum kennen gelernt, von dem man kurz zuvor zum erstenmal öffentlich gesprochen hatte, als es sich einen unsterblichen Namen in der Geschichte erwarb. An dem Fuß des Hochgebirges, in den Thälern und Auen zwischen und unter grauen Felsen, und an den Ufern mehrerer Seen, in denen von oben und aus unergründlichen Tiefen sich Fluten sammeln, so still und friedlich, und oft auch so wild und niederwerfend, wie die Menschen neben ihnen, wohnten und weideten jene harmlosen Leute, Schwyzer genannt, deren Thaten dem ganzen Lande mit dem neuen Ruhme den neuen Namen gegeben haben. Woher sie stammen, läßt sich aus ihren alten Sagen, wenn man sie mit beglaubigten Ereignissen vergleicht, mehr vermuthen, als versichern. Jene erzählen, aus dem Lande der Schweden und Friesen

habe in alter Zeit eine allgemeine Hungersnoth ihre Vorfahren getrieben. Der zehnte Mann sey mit Weib und Kind, mit Habe und Gut ausgezogen, und unter drei Hauptleuten haben sie erst am Rheinstrom einen großen Sieg erfochten, um sich den Weg zu öffnen, dann durch Gottes Führung ein Land gefunden, wie die Heimath, gut für sie und ihre Heerden, Brochenburg, dort Schwyz gebaut, und durch Unterwalden bis zu den Gletschern von Oberhasli sich ausgebreitet. Man hat sie für Abkömmlinge der Schweden (Suites und Suea sind sehr ähnliche Namen), der Cimbern, der alten Sachsen, der Gothen gehalten. Am Ende kommen die verschiedenen Meinungen auf einen Punkt zurück. Denn die Altvordern aller dieser Völker sind eines Stammes, der sich von Asiens Gränzen bis zu den nordischen Meeresküsten und über das Meer hinaus verbreitete. Die Cimbern aber, von denen im Anfange geredet worden ist, fielen nicht alle in der Schlacht bei Verona, wie schrecklich auch die Niederlage gewesen seyn mag. Vielleicht, daß sich alte und neue Verwandte in den helvetischen Bergen sammelten, und Zuflucht fanden vor der Rache und der Begierde der unersättlichen Römer. Das Volk entging auch der Zerstörungswuth des Attila, später nach Zertrümmerung der römischen Herrschaft der Unterjochung der edeln Herren, die mit Länderbesitz für die Theilnahme an dem Siege von dem obersten Führer sich belohnen ließen. Die christliche Lehre erhielten sie frühzeitig, und bewahrten sie in ursprünglicher Einfalt, weil von ihnen alles fern war, wodurch über-

all sonst das Göttliche verfälscht worden ist; daher sie von den Dienern des römischen Priesterthums morgenländische Ketzer genannt wurden. Nachdem ihre Zahl gewachsen war, bauten sie zu den alten Flecken Schwyz, Altorf, und Stanz mehrere Dörfer, wo sie die Wälder gerodet, und das Land urbar gemacht hatten. Die meisten blieben Hirten in den Bergen, oder trieben Fischerei in den Seen. Lange hatten sie nur eine Kirche im Muottathal, zu welcher sie sich einmal des Monats versammelten, Gott gemeinschaftlich anzubeten, und die christlichen Gebräuche zu halten, und so auch nur eine Obrigkeit. Allmählig entstanden die drei Orte Schwyz, Uri, Unterwalden; aber sie blieben in Herz und Sinn ein Volk. So hatte auch eine neue Trennung in Unterwalden, die aus der wachsenden Bevölkerung des Landes entstehen mußte, keinen Einfluß auf ihre Eintracht im Ganzen. Denn als die Gerichtstätte zu Stanz, der alte Versammlungsplatz aller, unterhalb des Kernwaldes (nid dem Wald) gelegen, denen ob dem Walde zu fern, und die Erhaltungskosten ihnen zu drückend waren, beschlossen sie einmüthig, „daß ein Landammann und Gerichte zu Sarnen ob dem Kernwald seyn sollten für die Oberwaldner; daß die von Stanz Landammann und Gerichte hätten für das Land unter dem Wald; beide hielten besondere Landesgemeinen zu Stanz und Sarnen; wollten sie alle zusammenkommen, so sollte es nach der Väter Herkommen zu Wieserlen seyn; das größere Volk sollte das Landsbanner verwahren, doch möchten die Unterwaldner

von Stanz ein eignes Banner haben." Also geschah einem jeden sein billiges Recht, und dabei blieb das ältere Vorrecht und die uralte Bruderliebe in Ehren.

Kap. 37. Als ganz Helvetien in den Verband des deutschen Reichs kam, da begaben sich auch die Schwyzer unter den Schirm desselben. Daß sie dieß freiwillig gethan haben, versichert eine Urkunde des Kaisers Friedrich II. vom Jahre 1240. Denn dieser ehrte das Volk sehr hoch für die Liebe, die sie ihm, als er zuerst nach Deutschland ging, die Krone daselbst zu nehmen, und nachher in seinen italischen Feldzügen mit treuer Tapferkeit bewiesen hatten; er schlug einen Unterwaldner, Winkelried, zum Ritter, und gab jedem Thal eine Urkunde der Freiheit, nach welcher die Schwyzer freiwillig den Schirm des Kaisers erwählt haben.

Seitdem war die oberste Gewalt und das Gericht über Leben und Tod nach alemannischen Gesetzen unter dem Herzog von Schwaben. Zu ihren Verhandlungen mit diesem und dem Kaiser selbst wählten sich die Schwyzer einen Schirmvogt, und dieß Vertrauen schenkten sie dem Grafen von Lenzburg, von welchem es mit der übrigen Erbschaft an das Habsburgische Haus gekommen ist, nicht ohne Widerspruch vieler, wie wir unten sehen werden. Die innere Verwaltung führte ein Landammann. Diesen wählten alle Gemeinen. Es mußte ein Mann von freier Geburt und von unbescholtenem Namen seyn. Streitigkeiten unter einzelnen Einwohnern schlichteten sieben oder neun angesehene Männer des Volks, deren Zahl durch freie Wahl

vermehrt wurde, wenn der Zwist schwerer, die Untersuchung verwickelter war.

Dieses ruhige, unschuldige Volk wurde zuerst durch einen Streit mit dem Abt von Einsiedeln in die weltlichen und kirchlichen Händel der übrigen Völker gezogen. Dem Kloster war von Kaiser Heinrich II. das ganze Land, das für eine Wüste gehalten wurde, zum Anbau und Nutzen verliehen worden, der Einwohner aber dabei keine Erwähnung geschehen, weil der Kaiser von ihnen nichts wußte, der Abt klüglich ihr Daseyn verschwieg. Als nun die Heerden des Klosters und der Bauern zunahmen, traf es sich, daß sie sich oft in den Alpentriften begegneten. Die Einwohner meinten, diese gehörten ihnen von den Vätern her, die zuerst dahin gekommen waren. Der Abt aber, ein Graf von Froburg, rief sie, da sie ihm ihr gutes Recht nicht sogleich abtreten wollten, erst vor sein geistliches Gericht, dann vor die Gerichtstage der Großen in Schwaben, zuletzt vor den Kaiser, den sie allein für einen Herrn im Lande Schwyz halten 1114.
wollten. Damals war Kaiser Heinrich V. aus dem fränkischen Hause. Vor diesem erschienen zu Basel die Schwyzer durch ihren Schirmvogt, den Grafen Rudolf zu Lenzburg, der Abt durch den Kastvogt seines Klosters, den Grafen Ulrich von Rapperswyl. Da wurden die Ansprüche, welche das Volk auf die Natur und uralten Besitz mit Recht gründete, nicht geehrt; sondern, weil das Kloster einen kaiserlichen Vergabungsbrief vorzuweisen hatte, in welchem von Einwohnern gar nichts erwähnt war, ihm die Berge und Triften zugesprochen. Solches Unrecht, das

am tiefsten zu fühlen pflegt, wer mit dem Buchstaben geschriebener Gesetze und den Drehungen und Deutungen der Richterstühle am wenigsten bekannt ist, erregte den Zorn der Landleute. Sie hatten geglaubt, der oberste Richter auf Erden müßte ihnen zugestehen, was sie von dem Herrn im Himmel zu Heimath und Eigenthum empfangen hatten. Der Streit um die Weideplätze dauerte
1144. fort, bis dreißig Jahre nachher das Kloster vom Kaiser Konrad von Hohenstaufen erlangte, daß denen von Schwyz und ihrem Schirmvogt, Ulrich Grafen von Lenzburg, bei Strafe kaiserlicher Acht Gehorsam geboten wurde. Da sprachen die Landleute: „Wenn der Kaiser mit unserm Schaden und zum Schimpf unserer Väter unsere Alpen ungerechten Pfaffen verleihen will, so ist uns des Kaisers und des Reichs Schirm kein nütze; hinfort wollen wir mit unserm Arm uns selbst schirmen.“ So trat Schwyz aus dem Schirm des Reichs, und mit ihm Uri und Unterwalden; denn sie waren im-
1111 mer eins, wo es die gemeine Sache des Rechts und der Freiheit galt. Dafür traf sie die Acht des Kaisers, und mit derselben der Bann des Bischofs zu Constanz. Aber sie achteten beides, als Worte ohne Kraft und Bedeutung. Sie trotzten dem Bann, nöthigten ihre Priester, die heiligen Handlungen zu verrichten und den Gottesdienst mit ihnen zu halten, wie zuvor, jagten die von dannen, welche diese heiligen Pflichten verweigerten; und siehe, der Bann war nicht im Himmel gesprochen, die Heerden mehrten und verschönerten sich auf den alten Weideplätzen, und sie zogen frei und sicher mit

dem Vieh, das sie verkaufen konnten, auf die Märkte von Lucern und von Zürich. Dort und auf dem Wege that niemand ihnen etwas zu Leid; denn alle, die Vornehmen wie die Gemeinen, liebten und ehrten das wackere Volk; auch hatte Arnold von Brescia nicht vergeblich in jener Gegend wider das Pfaffenthum gepredigt.

Nach Konrad war Friedrich I. der Rothbart Kaiser, ein gewaltiger Fürst, hohen Sinns und kühn zu herrlichen Thaten. Der wollte die Städte der Lombardei zu dem alten Gehorsam gegen das Reich zwingen. Und wie er ein starkes Heer dazu sammelte, vergaß er des Grolls zwischen dem Schweizervolk und seinem Hause, und ließ ihren Schirmvogt, den Grafen Ulrich von Lenzburg, zu ihnen sprechen: „Der Kaiser liebt tapfere Männer; sie sollen seinen Krieg thun, wie ihre Väter, und sich nicht bekümmern um die Rede der Pfaffen.“ Das war ein Wort, wie sie es gern hörten; sechshundert Jünglinge aus den Waldstädten zogen mit dem Grafen, und fochten tapfer unter dem großen Kaiser. Diesem blieben sie auch ohne Wandel treu, als der Stern seines Glücks erbleichte, und eben so seinem Sohne Heinrich VI. und dem Enkel Friedrich II. Wie sie von diesem geehrt wurden, ist oben erwähnt. Auch ließen sie nicht von ihm und den Hohenstaufen, dem Bann und Fluch des Pabstes und seiner Kirchenversammlung zum Trotz, zu einer Zeit, wo die deutschen Fürsten und der Sohn des Kaisers selbst abfielen, und alle Heiligkeit des Worts und der Pflicht durch die welschen Ränke zu Schanden wurde.

Kap. 38.

1155.

Jener Ulrich von Lenzburg war ihr letzter Schirmvogt aus diesem Hause. Unter ihm erneuerte der Landammann von Uri, Walther von Attinghausen, den Bund der drei Orte. Da das Lenzburgsche Erbe an Habsburg fiel, so wählte Unterwalden zum Schirmvogt den Grafen von Habsburg, Rudolf, den Großvater dessen, der nachmals deutscher König wurde. Dieser war Kastvogt von Murbach, unter welchem Kloster die Stadt Lucern stand, und
1210. der Kaiser Otto IV. aus dem welfischen Hause, der Sohn Heinrichs des Löwen, machte ihn zum Reichsvogt in den drei Waldstädten, damit er, zugleich Landgraf im Elsaß, ihm das Volk, das den Hohenstaufen, seinen Gegnern, anhing, gewinnen möchte. Die Leute fürchteten anfänglich den Habsburger, als einen stolzen und mächtigen Herrn. Aber er erwarb ihr Vertrauen, als er Ordnung und Sicherheit schaffte zu Wasser und zu Land, und den alten Streit wegen der Weiden, in welchem der Graf von Raperswyl den Schwyzern viel Schaden zugefügt hatte, durch sein Ansehen so schlichtete, daß die Berge theils getheilt wurden, theils zur gemeinschaftlicher Nutzung blieben. Die neuen Ereignisse aber wurden also vorbereitet.

Verfall der Hohenstaufen. Wachsende Macht der Häuser Habsburg und Savoyen.

Kap. 39. Mit Berthold dem Fünften starb das Haus Zäh-
1218. ringen in Helvetien aus, in demselben Jahre, in

welchem Rudolf von Habsburg, der nachmalige König der Deutschen, geboren wurde. Die burgundische Erbschaft erhielt Graf Ulrich von Kyburg, der Schwager des Verstorbenen; in Schwaben traten der Herzog ven Tek und der Graf von Hohenurach und Fürstenberg in Besitz der Zähringer Güter; die Markgrafen von Baden wurden Landgrafen im Breisgau. Sie alle waren aus dem Zähringer Geschlecht. Die Verwirrung des Reichs, während Kaiser Friedrich II. von Deutschland entfernt lebte und kämpfte, welche zunahm, als es dem Priesterthum gelang, den hohen Mann in äußere Bedrängniß zu stürzen, und zu einer Zerstörung ohne Gränzen wurde, als er sein viel um-
stürmtes Haupt zur Ruhe legte, störte auch in Hel- 1250.
vetien in allen vorhin heilig gehaltenen oder mit geringem Erfolg angefochtenen Verhältnissen. Die Hohenstaufen hatten durch die Herrlichkeit ihres Namens und den Glanz kaiserlicher Macht für Söhne ihres Hauses Hochburgund und die kaiserliche Herrschaft im ehemaligen Königreich von Arles, die Schirmvogtei von Sekingen, welchem Kloster das Land Glaris unterthan war, und von Chur, mit diesem die Gewalt in allen rhätischen Landen gewonnen. Das alles wurde in blutigen Fehden angegriffen und zerrissen. Dazu hatte der Geist der Zeit, ausgegangen aus verständigerer Ansicht der Dinge, aus dem Wohlstand und der größern Bildung, endlich aus dem Beispiel der hohenstaufischen Kaiser, die tiefe Ehrfurcht vor den Geistlichen und ihren Ansprüchen und Willküren aus den Gemüthern der Menschen getrieben. Die Bürger

schämten sich, den Pfaffen unterthänig zu seyn, und diese wendeten den kirchlichen Fluch und bewaffnete Gewalt an, sich in Ansehen zu erhalten, anstatt mit dem Licht des Geistes und durch Reinheit der Sitten eine Achtung zu behaupten, die nicht besiegt werden kann. Denn die Geistlichen, blind gegen die Fortschritte der Wissenschaften, meinten, den Weltlichen es in Glanz und Sitte gleich thun zu müssen. Bischöfe zogen zu Pferd zur Kirche, den Jagdfalken auf der Faust, gingen zu Fehd und Krieg, zechten und buhlten, wie die Ritter; und ihrem Beispiele folgten die niedern Geistlichen. Für das gemeine Wesen wollten sie nichts thun, selbst nicht für die Befestigung der Städte, in welchen sie mit ihren Schätzen in Sicherheit wohnten. Daher fortwährender Kampf der Bürgerschaften mit den Geistlichen. So geschah es, daß im Jahre 1248 die Züricher, als sie das päbstliche Banngebot gegen den Kaiser und seine Anhänger, die Gibellinen genannt, vernahmen, alle Pfaffen, welche den Gottesdienst nicht forthalten wollten, aus der Stadt trieben. Dasselbe Streben, sich von der Abhängigkeit von Bischöfen, Aebten, Stiftern zu befreien, ging durch alle Städte, und die Verbindung der reichsten Städte im Elsaß und am Rhein, so weit er durch Deutschland fließt, der rheinische Städtebund genannt, der an den Küsten der Ostsee und der Nordsee die Hansa folgte, wurde zum Beispiel in Helvetien. Bald erkannte Basel seines Bischofs Hoheit nicht mehr an; Schafhausen riß sich vom Kloster Allerheiligen, Solothurn von dem Stift St. Ursus los. Sie wählten sich selbst

ihre Schultheißen und Rathsherren, wie die zu Bern und zu Freiburg, und traten unmittelbar unter Schutz und Schirm des deutschen Reichs, das ein leerer Name geworden war, als Wilhelm von Holland, Richard von England, Alfons von Spanien, nach und mit einander Könige hießen, ohne einstimmig anerkannt zu werden, oder einige Macht üben zu können.

Peter von Savoyen.

In der südlichen Schweiz wurde damals mächtiger als alle Großen der Graf Peter von Savoyen, des Grafen Thomas Sohn. Dieser erwarb sich durch die Kühnheit seiner Unternehmungen, die er mit gleicher Tapferkeit und Klugheit auszuführen wußte, daß man ihn mit Karl dem Großen verglich, und lange Zeit alles Außerordentliche und Wunderbare von ihm, als dem Helden des Oberlandes, erzählt und geglaubt wurde. Von ihm wird gesagt, daß er der Berner, die im Bau einer Brücke von dem Grafen von Kyburg verhindert wurden, sich redlich annahm, und dafür Schirmvogt der Stadt wurde. Als er nachher mit fünfhundert Berner Jünglingen einen großen Sieg über seine Feinde erfochten hatte, und ihnen aus Dank keine Bitte abzuschlagen versprach, sagte der Bannermeister der Stadt: „Gold und Silber wollen wir nicht; aber wir bitten um den Brief der Schirmherrschaft, welchen ihr von uns bekommen; ihr wollet den uns schenken, und nicht unser Herr, son- Kap. 40.

dern unser Freund seyn." Der Graf gab den Brief zurück, und die Freundschaft wurde von beiden treulich gehalten bis an seinen Tod. Darauf demüthigte er die Grafen und Herren in Wallis, Genf, Lausanne, und Welschneuenburg, und erhielt von dem erwählten König der Deutschen, dem Engländer
1263. Richard, da Hartmann, Graf von Kyburg, ohne Erben gestorben war, die Belehnung mit dessen Reichsgütern im romanischen Lande. Er erwarb durch seine Siege und durch die Begünstigung Richards, der ihm englische Kriegsvölker lieh, die Obergewalt in ganz Wallis, an den Ufern des Genfer See, und im Lande Waadt, bis in das alemannische Gebiet. Viele Thürme und Befestigungen, wie zu Romont, Yverdun, und Murten, wurden von ihm gebaut. Aber er begründete den Besitz und die Behauptung so großer Macht nicht auf die Waffen und die Furchtbarkeit seines Namens allein; sondern, wie damals in England unter dem Oberhaupte eine freie Verfassung entstand, so hielt er Landtage in der Stadt Moudon, auf welchen die Edeln, die vornehmen Geistlichen, und die Gesandten der Städte erschienen, um Gesetze des Fürsten zu prüfen und zu genehmigen, oder dem Fürsten vorzuschlagen.

Rudolf von Habsburg.

Kap. 41. Des Haus Habsburg, bestimmt in drei Welttheilen zu regieren, beruhte in dieser Zeit auf einem schweizerischen Grafen, dessen Macht in seinem Schwerdte und in seiner Klugheit war. Rudolf,

der Sohn Albrechts, der Enkel des Rudolf, der nach dem Absterben des Lenzburgschen Hauses Schirmvogt der Waldstädte war, begann seine Laufbahn mit Kämpfen in dem kleinen Kreise, der seinen höher strebenden Geist beengte. Die väterliche Erbschaft führte eine Fehde mit dem Bruder des Vaters, dem Grafen von Laufenburg, und mit dem Bruder der Mutter, dem Grafen von Kyburg, und als dieser zürnend die angesprochenen Güter an den Bischof von Strasburg vergabte, auch mit diesem herbei. Vom Bann des Pabstes getroffen stritt er gegen die Ungläubigen in Preußen, und kehrte zurück, um, mit den Verwandten versöhnt, von den Bürgerschaften der Städte und den Bewohnern der Landschaft bewundert und unterstützt, sich eine Macht, einen Einfluß zu erwerben, der dem erworbenen Namen Gewicht geben könnte. Außer dem Stamm- 1264.
schlosse Habsburg im Aargau und der Landgrafschaft im Elsaß fielen ihm die Besitzungen der Häuser Kyburg, Baden, und Lenzburg zu. Schwyz, Uri, und Unterwalden folgten ihm als ihrem Schirmvogt williger, als seinen nächsten Ahnherren; Zürich wählte ihn zu ihrem Hauptmann. Dadurch Krieg mit den Grafen von Raperswyl, von Regensberg, von Toggenburg, mit dem Abt von St. Gallen, und dem Bischof von Basel. Sieger bald durch der Waffen Gewalt, bald durch Erfindungen der List, bald durch geschickte Trennung der Gegner, lag er vor Basel, als von Frankfurt der Erbmarschall des Reichs, Heinrich von Pappenheim, und Friedrich von Hohenzollern, Burggraf zu Nürnberg, in sein Feldlager kamen, mit der Nachricht, 1273.

„daß, im Namen und in der Versammlung der Kurfürsten, er, Rudolf, Graf von Habsburg, in Betrachtung seiner großen Tugend und Weisheit, zum König über das Römische Reich der Deutschen ernannt worden sey." Der Churfürst von Cöln hatte ihm das Zeugniß gegeben, „daß er gerecht und weise, und von Gott und Menschen geliebt sey." Man hatte von ihm viel erzählt, wie er nur das Unrecht und die Gewaltthaten der Uebermächtigen strafe, dagegen den Landmann liebe, den Bedrängten vertheidige, auch daß er einst einem Priester, der das Sacrament einem Sterbenden bringen wollte, als er ihn bei einem angeschwollenen Bach unweit Baden traf, sein geschmücktes Roß erst geliehen, darauf geschenkt habe, Gott zu Ehren, von dem er alles, sein Gut und Leben, zu Lehen trage. Als die Botschaft nach Basel kam, wie ihr Feind König geworden sey; da zog die ganze Stadt hinaus, ihn um Friede und Vergessenheit aller Fehde zu bitten, und zu sich einzuladen. Und so that er, ließ einen Landfrieden ausrufen, und zog darauf mit großem Geleit aus ganz Helvetien nach Aachen, sich daselbst krönen zu lassen.

Kap. 42. Es scheint nicht unangemessen, die Beschreibung dieses Mannes, der eine so kleine Macht zu solcher Herrschaft gebracht, und eine noch größere begründet hat, mit Johannes Müller's Worten hinzuzufügen: „Rudolf war von Statur sehr groß, schlank von Gliedmaaßen; seine Nase hatte eine starke Ausbeugung; den Haarwuchs hatte er früh verloren; von Angesicht sah er blaß; in seinen Zügen war hoher Ernst; aber sobald jemand mit ihm re-

den wollte, erweckte er Zutrauen durch zuvorkommende Freundlichkeit. Sowohl in Zeiten, als er mit geringer Macht große Geschäfte that, als da ihm nachmals die Menge öffentlicher Sorgen oblag, war Rudolf muntern, ruhigen Geistes, und gefiel sich im Scherz. Im Leben liebte er die Einfalt; köstliche Speisen aß er nie, noch mäßiger war er im Trinken; im Feld hat er wohl eher mit rohen Rüben seinen Hunger gestillt. Er pflegte einen blauen Rock zu tragen; mit jener Hand, welche zu vierzehn Schlachten den Befehlstab geführt, haben die Kriegsleute ihn sein Wamms flicken gesehen. Es ist aufgezeichnet worden, daß er Frau Gertruden, seiner Gemahlin, von der er zehn Kinder gezeuget, nicht allezeit getreu gewesen; aber er genoß der Lust, ohne ihr zu dienen; daher ihm nie, weder zur Arbeit noch zur Freude Zeit, und im hohen Alter zu keiner Kriegsthat Gesundheit fehlte.

Was Rudolf als König der Deutschen gethan, und wie er sich und dem östreichschen Hause, dem er zuerst eine hohe Stellung unter den Mächten der Welt begründete, durch Besiegung des Böhmen Ottokar ein Reich erworben hat, dem die römische Krone nur den Schimmer alterthümlicher Herrlichkeit zuzugeben schien, das alles ist in andern Geschichten zu lesen. Für Helvetien war er ein guter Herr, dessen Name von den Einwohnern mit Ehrfurcht und dankbarer Liebe genannt wurde. Er blieb so tapfer, und so mild und einfach, wie er als Ritter gewesen war. Als die Wachen einem armen Mann wehrten, zu ihm zu treten, rief er: Bin ich denn König, um verschlossen zu seyn? Und an die Kap. 43.

Einnehmer der Zölle schrieb er, daß sie ihre Hände von dem unrechten Gut zurückhalten sollten, drohend, wie er alle Sorgfalt und Macht anwenden werde für Frieden und Recht, die köstlichsten Gaben des Himmels. So war ein Wetteifer entstanden zwischen den Einwohnern der Städte und des Landes, und dem König; jenen, tapfer in seinen Kriegen zu streiten, ihm, sie freundlich zu schirmen und zu belohnen. Der Stadt Zürich gab er das Recht, vor keinem fremden Richter oder nach andern als ihren Gesetzen ihre Sachen zu führen. Vor einem Mann von Zürich, Jakob Müller, der ihm in einer Schlacht das Leben gerettet hatte, stand er vom Throne auf, und ehrte ihn mit Freundschaft und der ritterlichen Würde. Die Stadt Lucern befreite er von der Abhängigkeit, in welcher sie zu dem Kloster Murbach stand, und machte ihren Schultheiß, Räthe und Bürger zu Lehnsmännern des Reichs. Dieselben Rechte und Befreiungen erhielten die Aarauer, Solothurn und Schafhausen. Die Schwyzer versicherte er, „er wolle sie als werthe Söhne zu des Reichs besondersten Diensten in unveräußerlicher Unmittelbarkeit bewahren." Nicht minder ehrte er die Edeln, wo sie Gehorsam und Treue bewiesen, und die vornehmen Geistlichen, wenn sie, der Pflichten ihres Standes eingedenk, sich der weltlichen Händel enthielten, und nicht mit ihren Vorrechten und Ansprüchen auf den fleißigen Landmann drückten. Denn wo sie Steuerfreiheit und Belastungen der Zugehörigen erschleichen oder erzwingen wollten, hielt er, auch wenn es seine Freunde und Anverwandte waren,

strenges Gericht, und urtheilte meistens zu Gunsten der Armen, die keinen Schutz hatten, als sein königliches Wort.

Zwei mächtige Häuser, die sich so nahe lagen, und so rasch vordringende Häupter hatten, wie Habsburg und Savoyen, würden sich zum Kampfe gefunden haben, auch wenn nicht dem einen durch das Glück geltendere Ansprüche zugewiesen worden wären. Aber Rudolf konnte die Rechte des deutschen Reichs auf die französischen und romanischen Länder der Schweiz, die mit dem Verfall der Hohenstaufen in Vergessenheit gekommen waren, als König anführen; und dem Vater, der für seine zahlreichen Kinder Besitz suchte, lag das Bestreben am Herzen, für den Lieblingssohn Hartmann das burgundische Königreich herzustellen. Dem tapfern Grafen Peter von Savoyen war unter den Brüdern Philipp nachgefolgt. Ihm huldigten die Städte Bern, Laupen, Murten, die Reichsburg Gümingen, die Edeln von Wallis; und der Bischof von Lausanne, mit diesem die vornehmern Geistlichen des Landes, erkannten seine Schirmhoheit an. Durch seine Gemahlin war er Graf von Hochburgund. Rudolf verschob nur den Krieg, bis er über Ottokar Sieger war; dann drang er in Burgund vor bis Besançon, und nöthigte Philipp, die Lehen von ihm zu nehmen. Der Sohn Hartmann, für den er mehr kämpfte, als für das Reich, und der unter ihm durch tapfern Kriegsmuth zeigte, daß er einer Krone würdig, und tüchtig war, sie zu behaupten, ertrank ihm kurz darauf auf einer Rheinfahrt nahe bei Rheinau; ein Unglück, das der Kö- Kap. 44.

nig bis zu seinem Tode nicht verschmerzte. Aber der Krieg erneuerte sich; und nach der Einnahme von Murten und Peterlingen, vor welchen Rudolf die Kraft seiner Jugend sehen ließ, gab Philipp diese Ortschaften auf, mit allen Burgen, die Savoyen dem Reich entrissen hatte, und entsagte der Hoheit über Freiburg und Lausanne. Die Erbgüter Savoyens kamen an Philipps Neffen, Ludwig und Amadeus, und nach dieses, eines glücklichen Kriegers, Tode an desselben Sohn, Grafen Rudolf. Als auch dieser die Lehnsherrlichkeit des deutschen Königs anerkannt hatte, mußte der Pfalzgraf Otto von Hochburgund zu gleicher Huldigung gezwungen werden. Zwar drohte der König von Frankreich, Philipp der Schöne; doch mied er den Krieg, als Rudolf, dessen Wort war, „daß er mit vierzigtausend Mann deutschen Fußvolks und mit viertausend auserlesenen Reitern keine Macht in der Welt fürchtete," über den Doubs setzte, und die burgundischen Edeln dem kühnern König zufielen. Während dieser heftigen Kämpfe zeigte niemand mehr Standhaftigkeit und Ausdauer im Streit, als das Volk von Bern. Mehrere Male lag Rudolf vor der Stadt, ohne sie zu gewinnen. Dagegen zogen die Bürger, wenn sie einigen Raum hatten, gegen die Herren im Oberland, und bezwangen sie in ihren Pässen und Burgen. Die größte That aber war die Brugger's von Bern, der allein mit den Bürgern seiner Nachbarschaft sich dem Ueberfall des Herzogs Rudolf, Sohns des Königs, entgegenwarf, und mit ihnen stritt und fiel, während die übrige Bürgerschaft Zeit gewann,

sich zu rüsten und die Stadt zu retten. In demselben Gefecht rang Walo von Greyerz den Feinden den eroberten Banner wieder ab, und erwarb zum Lohne sich und seinen Nachkommen den Namen der Biderben; seit welcher Zeit das Wappen der Stadt, der Bär, in ein rothes Feld mit weißen Streifen gesetzt wurde, zum Zeichen des Blutes, das die Bürger um die Fahne vergossen hatten.

Rudolf besaß in Helvetien als Erbgut, außer Kap. 45. den väterlichen Gütern, Kyburg, Baden, Lenzburg, Zofingen, Grüningen, Freiburg, und Lucern. Die Gaue, in welchen die deutsche Sprache geredet wurde, hingen dem deutschen Reiche an um des Königs willen. Savoyen und das Bündner Land fürchteten seinen Namen. Die Waldstädte hielten an der alten Treue, und erfreuten sich des königlichen Schutzes. Doch wird gesagt, daß in den letzten Jahren des Königs sein Sinn hoffärtiger, und seine Regierung drückender geworden sey, nach der Schwäche aller menschlichen Größe, die der Verführung des Glücks nicht zu widerstehen vermag, und weil die Gewohnheit die Bewunderung vermindert, die fortdauernden Kriege aber der Lasten Druck vermehrt hatten. Am meisten wurde der Uebermuth der königlichen Vögte getadelt, und daß der Herrscher selbst mit vielen Vornehmen, besonders dem Abt von St. Gallen, schonungslos verfahren. So streute der stolze Sieger selbst den ersten Samen der kommenden Freiheit aus. Seinen Söhnen Albrecht und Rudolf, von welchen ihn nur jener mit dem Neffen Johann überlebte, verlieh er bei Lebzeiten die Länder Oestreich, Steyermark,

die Windische Mark, und Krain, mit großen Ansprüchen und Hoffnungen auf noch glänzendere Erwerbungen. Noch ehe er dem Albrecht die Nachfolge im deutschen Reiche hatte bewirken können, überraschte ihn harte Krankheit auf dem Wege durch das Rheinland, in welchem er Straßburg und Basel, die Denkmäler seiner Jugendthaten, besuchte. Als man ihm beim Schachspiel den nahen Tod ankündigte, sprach er: Wohlan, nach Speier, zu den Gräbern der Kaiser! Bald darauf starb er zu Germersheim, vier und siebenzig Jahr alt, in dem achtzehnten seiner Regierung. Er ward zu Speier begraben, neben Philipp von Hohenstaufen, welcher von dem Wittelsbacher Otto getödtet worden war.

Albrecht von Oestreich.

Kap. 46. Herzog Albrecht von Oestreich war seinem Vater in nichts ähnlich, als in dem Streben, durch Krieg oder geschickte Unterhandlungen die Ausdehnung seiner Macht zu erweitern, und in tapfrer Beharrlichkeit. Alles fehlte ihm, was jenen beliebt gemacht, und selbst über gewaltsamere Thaten das Urtheil gemildert hatte. Dagegen zeigte er früh, was die Menschen von dem Herrscher zurückschreckt, und, wenn selbst die Geduld keine Ruhe bringt, zum Widerstande gegen ihn aufreizt. So offen und heiter, selbst mit dem Gemeinsten fröhlich Rudolf gewesen war, so finster und still erschien Albrecht unter den Seinen. Selbst die Züge seines Gesichts, das durch den Verlust eines Auges entstellt

war, wiesen jede freundliche Annäherung zurück. Nie hat er, was Rudolf häufig zum Tadel vorgeworfen wurde, sich von der Wollust besiegen lassen. Wenn Zorn und Erbitterung in seinem Innern aufbrausten, schwieg seine Zunge; desto sicherer und gewaltigerer folgte die That, den Beleidiger zu strafen. Er liebte die Reichthümer, die er mit vieler Härte sammelte, aber nur als wirksamstes Mittel der Macht. Das bürgerliche Recht schonte er nach dem Buchstaben des Gesetzes; aber er haßte die Beschränkung seiner Herrschaft. So kam es, daß er, wie wenige Fürsten, gefürchtet und bekämpft worden ist, daß seine großen Absichten meist nicht zum Ziele kamen, und die Geschichte sein unruhiges, mit vielen Thaten bezeichnetes Leben unter die traurigen Erscheinungen setzt. Er war in Besitz von Hülfsmitteln, die, mit den Kräften der übrigen Fürsten jener Zeit verglichen, ihm die Alleinherrschaft zuzusichern schienen. Kein Heer war gerüstet und geübt, wie das seinige. Gepanzerte Reiter, deren Reihen undurchdringlich und gegen jede Wunde geschützt schienen; die leichten Ungarn, deren morgenländische Tracht und Kriegssitte damals zuerst neben der schweren Rüstung der Deutschen stand; ein Fußvolk, das, mit Leib und Gut des Feldherrn Eigenthum, von ihm Beute und Freiheit hoffte; dazu Kriegszeug alter und neuer Erfindung, auf Hunderten von Wagen nachgeführt, um die stärksten Mauern niederzuwerfen; Geldes genug, um so große Macht zu erhalten und zu vermehren, und ein fester, unerschütterlicher Wille, jedes Hinderniß der fortschreitenden Herrschaft zu bewältigen,

das waren die innern und äußern Bürgschaften glänzender Erfolge, mit welchen Albrecht auftrat. Auch war es ihm in den östreichschen Ländern, die er vom Vater erhalten hatte, zu eng. Er besteuerte sie, so daß nicht die Vasallen allein, sondern selbst die Bürger Wiens Krieg und Empörung bis vor seine Burg trugen; er vereinigte die Kräfte des Elsaß, der Schweiz, und Schwabens, aus welchem er seine zuverlässigsten Führer und die ergebensten Schaaren zog; und kämpfte um die deutsche Krone, nicht um sich ihres Glanzes zu freuen, sondern um, mit ihr geschmückt, in Deutschland die schönen Landschaften Bayern, Thüringen, Meißen, und die Throne von Ungarn und Böheim zu gewinnen. Von diesem allen hat er nichts zum Ende durchführen können, und dazu den größten Theil des väterlichen Erbes in Helvetien verloren; endlich ist er durch den Sohn seines Bruders gefallen, alles durch die Schuld seines harten, menschenfeindlichen Sinnes. So hatte ihm Friedrich von Stubenberg damals verkündigt, als auf die Bitte der Steiermärker um Bestätigung ihrer Gerechtsame Albrecht antwortete, daß er diese Lande bleiben lassen wolle, wie sie sein Vater in der Gewalt Ottokars gefunden. „Wenn König Ottokar," sagte jener Edle, „nicht als viel Uebel gethan hätte in dem Lande, er möcht' heut noch sicherlich haben Land und Leben."

Kap. 47. Albrecht war drei und vierzig Jahre alt, als sein Vater ihm zu den früher überlassenen östreichschen Ländern die helvetischen und schwäbischen Stammbesitzungen und ziemlich sichere Hoffnung auf die deutsche Königswürde vererbte. Diese täuschte ihn

zuerst. Denn ob er sich gleich der Reichskleinodien bemächtigt hatte, so wurde doch durch die List des Erzbischofs von Mainz von den Fürsten, die so mächtige und in der frühern Verwaltung Oestreichs erprobte Herrschaft fürchteten, anstatt seiner der ritterlich tapfere, aber weniger gefährliche Graf Adolf von Nassau zum König erwählt. Aber nicht die Deutschen allein, auch die Bewohner Helvetiens gedachten, gegen solchen Herrn ihre alte Freiheit sicher zu stellen. Zuerst versammelten sich die von Schwyz, und erneuerten ihren Bund mit folgenden Worten: „Jedem sey zu wissen, daß die Männer „des Thales Uri, die Gemeine von Schwyz, wie „auch die der Männer im Gebirg von Unterwalden, „in Erwägung der bösen Zeiten sich wohlvertraulich „verbunden, und geschworen haben, mit aller Macht „und Anstrengung an Gut und Leuten einander in „und außer den Thälern auf eigene Kosten auf und „wider alle die zu helfen, welche ihnen oder einem „von ihnen Gewalt anthun möchten; das ist ihr „alter Bund. Wer einen Herrn hat, gehorche ihm „pflichtgemäß. Wir sind eins geworden, in diese „Thäler keinen Richter aufzunehmen, der nicht „Landmann und Einwohner ist, oder der sein Amt „kaufte. Unter den Eidgenossen soll jeder Streit „ausgemacht werden durch die Klügsten; wenn „einer den Spruch derselben verwürfe, den wol„len die andern dazu nöthigen. Wer wissentlich „oder trüglich einen tödtet, werde um solche Ruch„losigkeit hingerichtet; wer ihn schirmt, soll ver„bannt werden. Wer bei einem Feuer einlegt, soll „nicht für Landmann gehalten werden; wer ihn

Die Eidgenossen.
1291.

„aufnimmt, soll den Schaden gut machen. Wer „einen schädiget oder ihm raubt, und hat bei uns „Güter, aus denselben soll Ersatz geschehen. Kei„ner soll pfänden ohne den Richter, und niemals „einen, der sein Schuldner oder dessen Bürge nicht „ist. Jeder soll einem Richter in den Thälern Ge„horsam leisten, oder wir alle Eidgenossen werden „von ihm Ersatz für den Schaden seiner Halsstar„rigkeit nehmen. Wenn in innerm Zwiespalt ein „Theil kein Recht nehmen will, so sollen die übri„gen dessen Widerpart helfen. Diese Ordnungen zu „unserem allgemeinen Wohl sollen, ob Gott will, „ewig währen." Solches ist die erste feierliche Erneuerung des uralten Bundes der Eidesgenossen.

Kap. 48. Bald darauf vereinigte sich gegen Albrecht, was dem König Rudolf gezwungen gehorcht hatte, und selbst diejenigen fielen von ihm, die, jenem auch bei hartem Regiment getreu, nun anstatt der Ruthen die Skorpionen ungebundener Uebermacht befürchten mußten. Der Bischof von Constanz, Rudolf aus dem Hause Laufenburg, verband sich für sich und seinen Neffen und Mündel, Hartmann von Kyburg, mit dem Grafen Amadeus von Savoyen, welchem bereits die Stadt Bern und das Stift Peterlingen die Schirmherrschaft übertragen hatten, so daß er sich bald mächtig genug fühlte, wieder für das Haus Savoyen zu gewinnen, was ihm Habsburg entrissen hatte. In diesen Bund zog der Bischof von Constanz auch den Abt von St. Gallen, Wilhelm von Montfort, der vom König Rudolf viele Unbilden hatte ertragen müssen, und von dem Sohne noch Härteres erwartete, darauf die Städte

Zürich, an welche die von Rapperswyl sich anschlossen, und Basel. Der Krieg begann bei den Zürichern, welche, vom Grafen von Toggenburg geführt, die Bürger von Winterthur schlugen, darauf aber, durch Kriegslist des Grafen Hugo von Werdenberg, Herzoglichen Hauptmanns in diesem Lande, getäuscht, eine große Niederlage erlitten. Von der 1292.
Zeit an war Kriegsgeschrei an allen Orten, wie in Deutschland durch die Kämpfe des Königs Adolf von Nassau um die Krone, die ihm von einem Theil der Fürsten eben so schnell abgesprochen wurde, als sie ihm übertragen worden war, und um Vergrößerung seiner Macht am Rhein und in Thüringen, so in Helvetien durch den Widerstreit der Parteien, die es mit oder gegen den Herzog Albrecht hielten, bald auch durch den rächenden Kriegszug des zürnenden Herzogs selbst.

Dieser wendete die Waffen zuerst gegen den Bi- Kap. 49.
schof von Constanz, verwüstete das Bisthum, zerstörte die Nellenburg, und, als der Bischof während dieser Bedrängniß gestorben war, gegen den Abt von St. Gallen, dessen Stadt Wyl er, jetzt von den wieder gewonnenen Zürichern unterstützt, in die Asche legte. Doch lag ihm am meisten daran, vor allen Dingen sich des Königs Adolf zu entledigen, gegen den er die mächtigern Fürsten Deutschlands zu Rath und Krieg versammelte, gewiß, dann auch die Städte, Herren, und Geistlichen der helvetischen Lande zu bezwingen, die, aus Treue, und von Adolf mit freundlichen Versicherungen ihrer Freiheiten begrüßt, unverbrüchlich an Reich und König hielten. Daher zog er schnell nach dem El-

saß, und durch die Pfalz gegen Mainz, wo Adolf mit seinem Heere lagerte. Zu der entscheidenden Schlacht kam es bei dem Dorfe Gollheim unweit
2. Juli Worms. Der König Adolf stritt ritterlich, wie er
1298. es immer gethan. Nachdem aber die schweren Rosse seiner Reiter von den Degenstichen der dazu geübten Oestreicher gefallen waren, so daß sie einen Wall mitten auf dem Schlachtfelde bildeten, dann die berittenen leichten Schaaren der Ungarn alle Ordnung der Kämpfenden aus einander geworfen hatten, blieb ihm nur übrig, über seinem getödteten Roß gegen einen Haufen Feinde um sein Leben zu kämpfen. Durch wen er gefallen, ist schon damals verschieden erzählt worden. Die meisten beschuldigten Albrecht, daß er sein Schwerdt mit dem Blute des Königs befleckt habe; doch hat er es immer eifrig geleugnet. In der Schlacht kamen viele tapfere Männer aus den Schweizerlanden um. Der Abt Wilhelm von St. Gallen kämpfte einer der Letzten neben dem König, und kehrte, kaum errettet, allein in sein Kloster zurück.

Kap. 50. Albrecht war König im deutschen Reiche, und man war gewohnt, auch den Namen des römischen Kaisers an eine Würde zu binden, die seit dreihundert Jahren mit ihm vereint in Deutschland bestanden hatte. Die Krönung zu Rom war eine geistliche Feierlichkeit, und seit Rudolf fing man an, sie auch öffentlich dafür zu halten, und als solche zu benutzen, wenn es noth that. Die Huldigung für die höchste Macht geschah in Deutschland; die Anerkennung war der bewiesenen Kraft bestimmt. Albrecht war nicht der Mann, der sich an die

Schmähungen eines Pabstes kehrte. Er empfing die Krönung zu Aachen in glänzendem Hoflager, und die mächtigsten Fürsten beugten sich vor ihm. Dann hielt er eine Zusammenkunft mit dem König von Frankreich, dem unter diesem Haupte das deutsche Reich neue Besorgnisse machte, und besprach mit ihm den Plan seines Vaters, das burgundische Reich herzustellen unter seinem Sohne Rudolf und der Tochter Philipps. Darauf durchzog er Deutschland, die Städte gewinnend, die Mächtigen schrekkend. In dieser Zeit traten zu ihm die Abgesandten der Waldstädte in dem Hoflager zu Straßburg, und bekamen die Antwort, „der Kaiser gedenke nächstens eine Veränderung ihres Zustandes ihnen antragen zu lassen.“ Ganz Helvetien erschrak. Aber die meisten Edlen hielten sich zu dem Kaiser. Die Berner sollte der erste Schlag treffen wegen des Uebermuths der Stadt, begründet auf bürgerliche Verfassung und gegen Rudolf bewährte Tapferkeit. Solothurn und die Umgegend sandte ihre Hülfe zu den Bernern. Auf der Seite der kaiserlichen Partei standen die von Freiburg, und die Herren von der Waadt, von Welschneuenburg, von Greyerz, viel tapfere Ritter mit gerüsteten Schaaren. Das Gefecht geschah am Donnerbühel. Der Feldhauptmann Ulrich von Erlach führte die Berner. Der schickte, während er vorn angriff, eine Schaar über die Aar in den linken Flügel der Feinde, umringte, schlug, und verwundete sie, und brachte achtzehn Banner und viele Gefangene in die Stadt zurück. Seitdem hatte Bern großes Ansehen an den Seen

1298. 2. März.

und in dem Oberlande. Viele Burgen der Großen wurden gebrochen, mehrere Städte und Stifter verbanden sich mit ihm zu Schutz und Schirm, und diesem Beispiele folgten selbst Mächtige des Landes, unter welchen der Graf Rudolf von Welschneuenburg genannt wird.

Kap. 51. In die alten Habsburgischen Erblande zog Albrecht selbst, stolz auf die Unterwürfigkeit, die er am ganzen Rheinstrom erzwungen hatte. Als er vor Zürich auf dem Berge lag, um es wegen der Klagen, die vor ihn gekommen waren, zu züchtigen; schlossen die Bürger ihre Thore nicht, ihrer Jugend vertrauend, die unter den Augen des Feindes sich zum Kampfe sammelte; und Albrecht nahm gern ihre Botschaft an, daß sie ihren Zwist mit Kyburg durch Schiedsrichter nach dem Recht ihrer Freiheit ausmachen wollten. Darauf nahm er sich die Kastvogtei von St. Gallen, wo der Abt Wilhelm gestorben war, und zwang Glaris, Einsiedeln, und die Länder von Uri, Unterwalden, bis zu dem St. Gotthard und den Gletschern, gegen Morgen die Herren bis in den Aargau, sich ihm und der Vogtei des Reichs zu unterwerfen. Zu den Waldstädten schickte er Abgesandte, sie ermahnend, sich in den Schirm des Königs zu begeben, dem alles benachbarte Land gehorche; denn, sagten die Boten, „die Landleute könnten Seiner Majestät und ihrem unermeßlichen waffenkundigen Kriegsheer nicht widerstehen, aber der König möchte sie zu seines Hauses lieben Kindern haben; er trage nicht Lust zu ihren Heerden, noch wolle er Geld von ihrer Armuth; sondern weil er von sei-

nem Vater und aus den alten Geschichten vernommen, welch' ein tapferes Volk sie seyen, und tapfere Männer sehr liebe, möchte er sie anführen zu Sieg, und reich machen durch Beute, Ritterschaft und Lehen." Die Eidgenossen aber antworteten einmüthig: „sie wüßten wohl, wie ihnen der vorige König ein guter Hauptmann und Vogt gewesen, und wollten auch seinem Stamm deß allezeit gedenken; aber den Zustand ihrer Väter wollten sie nicht lassen, und verlangten von dem König dessen Bestätigung." Mit dieser Erklärung schickten sie den Landammann von Uri, Werner, Freiherrn von Attinghausen, an den Kaiser, baten um einen Vogt vom Reiche, und übten derweilen ihre Gerechtsame, wie vordem. Da zürnte der Kaiser, der damals böse Händel mit dem deutschen Kurfürsten und Böheim hatte, solches Widerstandes nicht gewohnt; und, wie er in Oestreich und Steyermark die Reichsvogteien, und Schirmvogteien der Städte und geistlichen Güter zu Eigenthum seines Hauses, die Besitzungen der Edeln aber zu unmittelbaren Lehen gemacht hatte, so schickte er Amtleute nach Rothenburg und Lucern, seinen eignen Besitzungen, um anstatt der Reichsvögte zu richten; den Waldstädten aber gab er anstatt mächtiger Grafen, aus dem Lande selbst, wie zuvor über ihnen gewesen waren, reich und edel genug, als daß sie von der Armuth hätten nehmen sollen, zu Vögten Edelleute aus seinem Dienst, den Herrmann Geßler von Bruneck, und den Beringer von Landenberg. Diese, weil sie kein Eigenthum hatten, bauten sich in dem Lande selbst an. Landenberg

wohnte auf dem Schlosse des Königs bei Sarnen in Unterwalden, Geßler zu Küßnach in Schwyz, und baute einen Zwinghof über Altorf in Uri. Diese verboten die Ausfuhr, setzten schwere Zölle auf die Einfuhr, und bestraften die geringsten Vergehen nach Willkühr mit Geldbuße, Einkerkerung in und außer Landes, und Züchtigung. Um das Landvolk sicherer zu zähmen, setzten sie Untervögte. Ein solcher war der Junker von Wolfenschieß, der seinen Sitz in des Königs Burg zu Rozberg in Unterwalden nahm.

Kap. 52. Was an sich drückend war, und drückender bei einem Volke, das sich selbst nach väterlicher Weise regiert, den Reichsvogt nur bei ungewöhnlichen Ereignissen zu Rath und Hülfe gebraucht hatte, das erschwerte bis zum Unerträglichen der gemeine Stolz und die Rohheit der in bezahltem Waffendienst aufgewachsenen Gewalthaber. In den Waldstädten und ihren Bergen wohnten alte, lang verdiente Geschlechter in ländlicher Einfalt. Vor allen war das der Attinghausen, neben ihnen in der Geschichte berühmt die Winkelried, deren Ahnherr in einer Höhle des Rozberges in Unterwalden einen Lindwurm, ein Unheil für Menschen und Vieh, erschlagen, und dafür Rückkehr in seine Heimath erlangt hatte. In Schwyz war ein Landmann, wohl begütert und vaterländischen Sinnes, Werner Stauffacher, Sohn Rudolfs, eines Gemeinevorstehers in seinem Volk. Jene wurden von den Fremdlingen Bauernadel genannt. Geßler, als er vor Stauffachers neuem Hause zu Steinen, das mit Sinnsprüchen und mancherlei Zierrath

geschmückt war, vorüberritt, sagte zu dem Manne: Kann man leiden, daß das Bauernvolk so schön wohnt? Dem Arnold vom Melchthal in Unterwalden nahm Landenbergs Knecht zur Buße zwei schöne Ochsen vom Pfluge, mit den Worten: die Bauern können den Pflug wohl selbst ziehen! Arnolds Sohn schlug den Knecht, daß er ihm zwei Finger zerbrach; und floh in die Berge. Dafür ließ der Landenberg dem Vater beide Augen ausstechen. Im ganzen Lande geschah Gewalt, Frevel, und der Söldner Uebermuth an Mann und Weib.

In Schwyz auf der Insel Schwanau im Lowerzer See wurde ein Burgvogt, weil er eine Jungfrau von Arth buhlerisch besucht hatte, von ihren Brüdern erschlagen. Das warnte nicht den Wolfenschieß. Denn als dieser eines Tages auf dem Wege von Engelberg zu Alzellen die schöne Frau des Konrad von Baumgarten auf der Wiese in ländlicher Arbeit sah, fragte er sie, ob ihr Mann daheim sey. Als sie, in der Meinung, er wolle ihn mit Buße strafen, die Nähe des Mannes verschwieg, hieß er sie ein Bad bereiten, und verlangte Unziemliches von ihr. Sie aber wußte Entschuldigung zu finden, und rief den Baumgarten vom Felde; der schlug den Junker im Bade, daß er starb. So stritt im Lande da und dort das alte ewige Recht gegen die wilden Sitten der neuen aufgedrungenen Herren. Denn die Beschwerden der Landleute kamen nicht an den Kaiser, und einstmals gab einer der Räthe zur Antwort, sie hätten selbst sich den ungnädigen Herrn gemacht; sie möchten thun, wie Kap. 53.

die von Lucern und von Glaris; so würde der Herr und seine Söhne ihnen gnädig seyn. Nach jeder Klage aber wurde der grimmige Hohn der Vögte schlimmer und gewaltsamer, so daß das Volk nicht mehr wußte, ob es von ihnen käme, oder auf des Kaisers Geheiß. In jener Zeit trat zu Stauffacher in dem Dorfe Steinen sein Weib Margareth, und schalt ihn wegen der Langmuth der Männer, die ihre Söhne zu Knechten, ihre Töchter zu Mägden werden ließen, und der alten väterlichen Freiheit vergäßen. Da ging Werner Stauffacher zu dem Orte Brunnen am See, fuhr über nach Uri, fand Walther Fürst von Attinghausen, einen reichen Landmann, seinen Freund, und bei ihm verborgen den Heinrich vom Melchthal, dessen Vater geblendet worden war wegen der verdienten Züchtigung, die der Jüngling an dem Knecht des Vogts geübt hatte. Hier wurde das erste gemeinschaftliche Wort geredet von dem Elend und Jammer des Landes, das solche Greuel nicht gesehen, seit die Altvordern hineingekommen waren, von der Härte des Kaisers, der ihnen Recht versagte ungeachtet aller Briefe der vorigen Herrscher und seines eignen Vaters, von dem immer zunehmenden Hohn der fremden Vögte, und der Zerstörung aller Zucht und Sitte. Sie beschlossen zuletzt, unter ihren Freunden und Verwandten die Männer zu suchen, so gesinnt wie sie, mit denen Rath zu pflegen und das Werk der Rettung auszuführen wäre, zu alter Freiheit oder zu freiem Tod.

Die Männer im Rütli.

Der Ort, den sie zu ihren nächtlichen Zusammenkünften bestimmten, war eine Wiese am Waldstädter See, dem Dorf Brunnen gegenüber, mitten zwischen Felsen gelegen, da wo die Marken von Uri, Unterwalden, und Schwyz zusammenlaufen. Man nannte sie das Rütli oder Grütli, weil der Wald und das Gestrüpp daselbst ausgereutet worden. Dahin kamen in mancher Nacht Walther Fürst und der junge Melchthal auf geheimen Pfaden; Stauffacher setzte in seinem Kahn über den See. Auch erschien Stauffacher's Schwestersohn, der Edelknecht von Rudenz; und zu jedem gesellten sich Freunde, denen sie sich und das Vaterland vertrauen konnten. In der Nacht Mittwochs vor Martinstag im Wintermond des Jahres 1307 kamen sie auch an diesen Ort, die drei, Fürst, Melchthal, und Stauffacher, und mit jedem zehn auserlesene Männer. Da gaben sich die drei und dreißig die Hände darauf, „daß in diesen Sachen keiner von ihnen etwas nach eignem Gutdünken wagen, keiner den andern verlassen wolle; sie wollen in dieser Freundschaft leben und sterben; jeder soll das unschuldige unterdrückte Volk in seinem Thal nach gemeinem Rath in den uralten Rechten ihrer Freiheit so behaupten, daß ewig alle Schweizer dieser Freundschaft Genuß haben sollen; sie wollen den Grafen von Habsburg von allen ihren Gütern, Rechten und eigenen Leuten auch nicht das Geringste entfremden; die Vögte, ihr Anhang, ihre Knechte und Söldner sollen keinen Tropfen Blut verlieren;

Kap. 54.

1307.

aber die Freiheit, welche sie von ihren Vorältern empfangen, dieselbe wollen sie ihren Enkeln aufbewahren und überliefern." Nachdem sie so überein gekommen, erhoben die drei ihre Hände zum Himmel, und schwuren im Namen Gottes, der der Könige und der Bauern Herr und gerechter Richter ist, also zu thun, und die Freiheit mannhaftig mit einander zu behaupten. Desgleichen thaten auch die dreißig, und leisteten den Eid mit emporgehobenen Händen. Zu Ausführung ihres Beginnens bestimmten sie die Neujahrsnacht. Darauf gingen sie still aus einander, jeder seines Wegs zu seiner Hütte, und verrichteten ihr Tagewerk, ernst und schweigend der Stunde harrend, in welcher das große Werk gethan werden sollte.

Kap. 55. Doch merkte der Vogt Herrmann Geßler, ob aus Argwohn, oder durch heimliche Warnung, oder weil die Männer im Gefühl dessen, was sie wollten, die Häupter stolzer emporrichteten, daß ein anderer Geist, ein anderes Treiben in dem Volke wäre, als zuvor. Darum erdachte er ein Mittel, die Trotzigsten zu finden, und ihren Muth zu beugen. Zu Altorf in Uri ließ er auf eine Stange den herzoglichen Hut setzen, und befahl, daß, wer vorübergehe, dem Sinnbild der Macht dieselbe Ehrerbietung bezeige, als wäre es der Herrscher selbst.

Wilhelm Tell. Da kam des Weges Wilhelm Tell aus dem Orte Bürglen, Eidam des Walther Fürst, ein berühmter Bogenschütz, der auch unter denen im Rütli gewesen war, seinen Knaben an der Hand führend, den Bogen und Köcher auf der Schulter. Der verschmähte, sich vor dem Hut zu beugen, als

der das Bild der Freiheit, nicht der Knechtschaft seyn sollte. Da ließ ihn der Vogt greifen, und, da er trotzige Worte sprach, rief der Wüthrich, alles verhöhnend, was heilig im Himmel und auf Erden ist: „Nun, stolzer Schütze, zeige deine Kunst! Von dieses deines Söhnleins Haupte schieße den Apfel, den ich darauf lege!“ Und Gott gab dem Vater Muth und Gnade, daß er den Schuß that, ohne den Knaben zu verletzen. Der Vogt aber reizte noch mehr, und fragte: „Warum nahmst du den zweiten Pfeil hervor, den hier auf deiner Brust?“ Da hielt sich Tell nicht mehr, und rief: „Der ging in dein Herz, wenn ich den Apfel verfehlte!“ Darauf wurden ihm Fesseln angelegt, und der Vogt, welcher den Aufstand der Verwandten und Freunde in der Heimath fürchtete, beschloß, ihn gegen die Gesetze des Volks über den Waldstädtersee nach Küßnach in ein anderes Land zu führen, und dort zu strafen. Als sie aber auf dem Wasser dem Rütli gegenüber waren, brauste der Fön vom St. Gotthard her, ein gewaltiger Sturmwind, den alles Volk fürchtet, weil er die Abgründe des Sees aus einer Tiefe von sechshundert Fuß aufwühlt, und zu Riesenwellen emportreibt, so daß die Schiffe, die er erfaßt, überschüttet und verschlungen werden, oder an den steilen Felsen des Ufers zerscheitern. Da nun das Schiffsvolk verzagte, und meinte, daß niemand retten könne, als des Tells kräftiger Arm, ließ diesem der Vogt die Fesseln abnehmen, und befahl ihm, das Fahrzeug zu lenken. Der nahm das Steuer, und führte nach dem Ufer und an den Felsen hin. Wo aber

am Axenberg, dessen kahle Wand aus den Fluten emporsteigt, eine nackte Felsenplatte einige Schritte weit in den See hineinragt, da ersah er den Augenblick, ergriff seine Waffen, und sprang auf die Platte; das Schiff schleuderte er in die stürmende Flut zurück. Von da entkam er über den Berg in das Land Schwyz. Der Vogt, des schmählich Beleidigten strafender Hand bestimmt, erreichte später das Ufer, und zog durch die hohle Gasse nach Küßnach. Hier erlauerte ihn Tell im Gebüsch, und schoß den Pfeil ihm durch das Herz, daß er sein verbrecherisches Leben allda aufgab. Tell aber hat unsterblichen Namen erworben in Sage und Gedicht. Man erzählt, daß er noch sieben und vierzig Jahre gelebt, und die Freiheit seines Volks, und die Verbreitung der Eidgenossenschaft über die acht alten Orte gesehen habe. Im Jahre 1354 soll er in der Wassersnoth umgekommen seyn, die seinen Wohnort Bürglen zerstörte. Sein Mannsstamm erlosch erst im Jahre 1684, der weibliche um 1720. Was von dem ganzen Volke so lange geglaubt und wieder erzählt worden ist von Geschlecht zu Geschlecht, und durch Erinnerungen aller Art bestätigt, das hat die Zweifelsucht späterer Zeit für eine Fabel erklären wollen, weil der alte Dänische Geschichtschreiber, Saxo Grammaticus, ähnliche Begebenheiten von einem aufgehängten Hut und dem Schuß nach dem Apfel auf dem Kopfe des Kindes erzählt, die sich um das Jahr 965 mit dem König Harald und einem gewissen Tholko zugetragen haben sollen. Selbst ein Schweizer, dessen erdichteten Namen Uriel Freudenberger wir lieber

nennen wollen, als den wirklichen, der einst hoch geachtet war, hat in einer Schrift, die dänische Fabel betitelt, die Sage aus dem Vaterlande nach Norden, der alten Heimath der Schwyzer, versetzt. Das Buch erschien im Jahre 1760. Das Volk der Waldstädte vernichtete im Feuer den größten Theil der Abdrücke in gerechtem Zorn. Woher auch immer die Aehnlichkeit der Erzählungen von manchen Nebenumständen bei so entfernten Orten und Zeiten gekommen seyn mag; das steht geschichtlich fest, daß Geßler durch Tell's Pfeil gefallen ist. Die Verbündeten tadelten im Anfang die blutige That. Später nach der Befreiung des Landes hielten die Einwohner alljährlich Wallfahrten nach der Felsenplatte, Tellenplatte genannt; und im Jahre 1388, in welchem noch einhundert und vierzehn Leute lebten, welche Telln gekannt hatten, wurde durch Beschluß der Landesgemeine von Uri auf diesem Orte eine Kapelle gebaut, in welcher die Wallfahrer sich versammelten, um eine Lobrede auf den ersten Befreier zu hören. Noch jetzt schlägt dem gemeinsten Mann des Volks das Herz höher und feuriger, wenn er die Stelle betritt, und dem Reisenden von den Thaten der Voráltern und den wiedereroberten Rechten seines Vaterlandes erzählt.

Neujahr 1308. Der Tod des Kaisers Albrecht.

Mit einer That war Tell seinen Brüdern zu- Kap. 56.
vorgekommen. Das Uebrige und Größte wurde in den ersten Stunden des Jahres 1308 ausgeführt, 1308.

wie es im Rütli besprochen worden war. Die Burg Rozberg in Obwalden gewann ein Jüngling durch Einverständniß mit einem Mägdlein darin, das er lieb hatte, und zuweilen nach der Sitte des Landes in Ehre und Sitte des Nachts besuchte. Ein Lied singt noch die Mähr von Joggeli und Anneli. Sie zog den Geliebten an einem Seil aus dem Burggraben herauf, er an demselben Seil noch zwanzig Freunde, die er unten verborgen hatte. Die nahmen den Amtmann der Burg und seine Knechte gefangen, und wurden Meister der Feste.

Zu Sarnen ging der Vogt Landenberg am frühen Morgen zur Messe. Ihm kamen zwanzig Männer von Unterwalden entgegen mit Geschenken an Kälbern, Ziegen, Lämmern, Hasen, und Hünern, wie es am Neujahrstage Gebrauch war. Der Vogt entließ sie freundlich in die Burg. Unter dem Thore blies einer von ihnen in das Horn. Da steckten sie alle spitzige Eisen an die Stöcke; und aus dem nahen Holze brachen noch dreißig hervor, und nahmen mit jenen die Burg. Den Landenberg, der aus der Kirche durch die Wiesen von Sarnen nach Alpenach floh, fingen sie, thaten ihm aber, wie sie geschworen hatten, kein Leids an; sondern, nachdem er Urfehde geschworen, daß er nie wieder in die Waldstädte kommen wollte, ließen sie ihn zurück zu dem Kaiser ziehen. Durch ganz Unterwalden ob und unterhalb des Kernwaldes flammten die Feuer auf von Alp zu Alp. Da nahmen die Männer von Uri Geßlers Zwinghof; und Stauffacher mit denen von Schwyz bemächtigte sich der Burg Schwanau an dem Lowerzersee.

Nirgends wurde Blut vergossen, nirgends des Kaisers Eigenthum beraubt. Am nächsten Sonntag kamen die Abgesandten der drei Länder und ihre Führer wieder zusammen, dankten Gott für die Rettung aus der Knechtschaft, und beschwuren den Bund aufs neue auf zehn Jahre, wie nachmals immer wieder geschah.

Diese Botschaften kamen an den König der Deutschen Albrecht, als ihn ein Schlag des Unglücks nach dem andern getroffen hatte, bevor sein Stolz in den Staub sinken sollte. Sein schwäbisches Heer, das ihm Thüringen und Meißen erobern sollte, war von den Söhnen des Landgrafen Albrecht, Friedrich dem Gebißnen und Diezmann, bei Lucka im Altenburgschen geschlagen und zerstreut; sein Sohn Rudolf, dem er mit Mühe und vielem Blut die Krone Böheims verschafft hatte, war in dem ersten Jahre seiner Regierung gestorben; die Versuche, aufs neue in Böhmen einzudringen, mit großem Verlust mißlungen. Als er in Thüringen war, hörte er von dem Abfall der Waldstädte. Er eilte nach den Erblanden des Hauses Habsburg, um zu neuen Kriegen gegen die thüringischen Fürsten und gegen Böheim zu rüsten. Wenn er in diesen Unternehmungen gesiegt hätte, meinte er, würden die tollen Landleute sich schon fügen müssen. Er verordnete nur, daß seine Unterthanen in Zug, Lucern, und Glaris den Waldstädten alle Wege zu Kauf und Handel sperren, und sie feindlich behandeln sollten. Zu Basel entging er den Nachstellungen des neuen Bischofs Otto, Herrn von Granson aus Burgund, legte Kriegsvolk vor Kap. 57.

das Schloß Fürstenstein, das unter das Hochstift Basel gehörte, und durchzog, begleitet von den drei geistlichen Kurfürsten, dem Herzog Ludwig von Baiern, und den Bischöfen von Straßburg und von Speyer den Thurgau und den Aargau. Das Hoflager und die Königin selbst war zu Rheinfelden. Am ersten des Maimondes war der König zu Baden im Aargau. Da bat seines Bruders Rudolf Sohn, Johann, aufs neue um sein Erbe, das ihm der Oheim ungerecht vorenthielt. Denn Rudolf war mit den östreichschen Ländern mitbelehnt; die Grafschaft Kyburg war Johann's Mutter, der Tochter des böhmischen Königs Ottokar, zur Morgengabe verschrieben; und von dieser hatte er auch ein Erbfolgerecht auf Böheim. Von allen diesen Ansprüchen wurde ihm keiner gewährt, weil Albrechts Söhne, Friedrich und Leopold, ungetheilte Macht erhalten sollten. Das Meißner Land, das erst erobert werden sollte, oder eine geistliche Pfründe war ihm zum Erbtheil bestimmt. Da kam der Geist der Rache über Johann; und, weil der König überall verhaßt war, gesellten sich bald zu ihm mehrere Edle des Aargau's, Walther von Eschenbach, Rudolf von Palm, Rudolf von Wart, und Konrad von Tegerfeld. Die beschlossen mit ihm, den König umzubringen, und ihn, Johann, zum Herrn des Landes zu machen. Und als Albrecht mit wenigen Herren seiner Gemahlin entgegenritt, die von Rheinfelden kam, schien ihnen die Gelegenheit günstig zu seyn. An der Ueberfahrt über die Reuß bei Windisch, wo sonst die römische Vindonissa gelegen, ritten die Verschworenen, den König

in ihrer Mitte, in das Fahrzeug, und ließen, damit es nicht beschwert werde, nicht mehr von dem Gefolge hinein. Auf dem andern Ufer, als sie sich weit genug entfernt glaubten, fiel Johann mit dem Geschrei: Hier der Lohn des Unrechts! den König an, und rannte ihm den Speer in die Gurgel. Darauf vollendeten den Mord Eschenbach und Palm. Wart stand betäubt zur Seiten, ohne zu helfen oder zu wehren. Die Thäter flohen. Ein altes Weib, das am Wege zugesehen hatte, nahm den blutenden König in ihre Arme. In diesen verschied der gewaltige Herrscher, ein Schreckbild im Tode, wie er es im Leben gewesen war.

Die That Tell's war ein Werk der Nothwehr; Kap. 58.
die übrigen Landleute befreiten sich, ohne Blut zu vergießen. Der Herzog Johann aber erschlug seinen Oheim um eiteln Gutes und vergänglicher Ehre willen. Jene behaupteten ihr anspruchloses Glück ehrlich und tapfer, wie sie es gewonnen hatten. Dieser genoß so wenig, wie seine Gesellen, einer Frucht des heillosen Verbrechens. Er warf sich, als der König sank, auf dessen Roß, und floh nach der Schweiz. Man sah ihn im Kloster Einsiedeln, dann irrend im Walde; später soll er bei dem Pabst, der damals in Avignon war, geistlichen Trost, und bei dem Kaiser Heinrich von Luxemburg zu Pisa Gnade gesucht haben. Einige sagen, er sey daselbst im Jahre 1313 bei den Augustinern gestorben; andere, er habe als Einsiedler in dem Habsburgischen Lande in Helvetien hohes Alter erreicht. Selbst ein blinder Bettler zu Wien ist für Rudolfs Enkel gehalten worden. Rudolf von Palm starb kurz

nach der That; von Tegerfeld hat man nichts wieder erfahren. Walther von Eschenbach floh zuerst nach Falkenstein, der Burg seines Oheims. Als die Acht des Kaisers ihn vertrieben hatte, barg er sich in gemeine Tracht, und so diente er fünf und dreißig Jahre lang als Schäfer im Würtemberger Lande. Erst im Sterben entdeckte er seinen Namen. Von Rudolf von Wart wird nachher gesprochen werden. Durch das ganze Land aber ging mit der Nachricht von des Königs gewaltsamem Tode Entsetzen und Schrecken. Die Königin Elisabeth, nachdem sie den ersten Schmerz überwunden, setzte den Grafen von Straßberg und den von Grießenberg zu Pflegern. Zürich, Basel, Solothurn mit Bern im Bunde, verschanzten sich, nahen Krieg befürchtend. Die vom Aargau hielten an Oestreich. Die Schwyzer und Unterwaldner verweigerten zwar die Aufnahme den Mördern, deren That sie für greuelhaft hielten, erklärten aber zugleich, „daß sie den König, welcher ihnen nie Gutes gethan, nicht rächen wollten an denen, die ihnen nie Leid gethan, sondern Frieden halten mit allen, die sie ruhig lassen würden."

Kap. 59. Da zogen die Söhne Albrechts, Friedrich und Leopold, und schrecklicher die verwitwete Königin Elisabeth und die Tochter Agnes, Witwe des Ungarnkönigs Andreas, die man wegen ihrer Frömmigkeit viel gerühmt hat, in dem Lande umher, Blutrache zu üben an allem, was den Theilnehmern des Mords zugehörte. Sie zerstörten die Burg Wart, und tödteten alle Diener Rudolfs; selbst dessen Bruder trieben sie aus, so daß er von

da an arm in einer Hütte lebte. Dann nahmen sie Palms Burgen, Farwangen, wo sie drei und sechszig unschuldige Kriegsmänner enthaupten ließen, wobei die fromme Agnes rief: Nun bade ich in Maythau!, und Altbüren. In der Burg Eschenbach's, Maschwanden, wurde alles umgebracht, was lebte; nur ein weinendes Kind Eschenbach's retteten die Kriegsmänner aus den Händen der Agnes, als sie es morden wollte. Auch die Königin Elisabeth wies den Sohn Friedrich, als er einiger zu schonen bat, mit den Worten ab: Ich merke wohl, daß du deines Vaters Leichnam nicht sahst. Mit Spinnen und Nähen wollt' ich mein Leben zubringen, wüßt' ich nur, daß Albrecht lebt! Den Rudolf von Wart überlieferte ein Verwandter, Graf von Blamont, aus Hochburgund an Agnes, für Lohn an Geld. Er wurde nach Basel, und von da nach Winterthur geführt. Wiewohl er seine Unschuld betheuerte, da er der That nur zugesehen, und Albrecht beschuldigte, daß er durch die Ermordung des Königs Adolf und Unrecht gegen seinen Vetter Johann solches Ende verdient habe; und wie immer sein Weib Gertrud bei Gottes Gnade am jüngsten Tag flehte; sie zerschlugen ihm die Gebeine, und legten ihn noch lebend auf das Rad. Dort befreite ihn von unnennbarer Qual der Tod erst nach drei Tagen und drei Nächten, in welcher Zeit das Weib unter dem Rade blieb, ihn mit Worten tröstend und mit gemeinschaftlichem Gebet. Dann ging sie zu Fuß nach Basel, und trauerte um ihn bis an ihren Tod. Die Königinnen aber, nachdem

sie mehr als tausend Menschen, von denen wenige eines Antheils an der That beschuldigt werden konnten, der Rache geopfert hatten, stifteten ein Kloster in der Gegend, wo Albrecht ermordet worden war, und nannten es Königsfelden. In dieses zog sich Agnes selbst zurück, und brachte die übrige Zeit ihres Lebens in allen Beschäftigungen der Andacht zu. Wie man aber auch den äußern Gottesdienst und den geistlichen Wandel rühmte, durch dessen Anschein sie die Mitwelt und die Nachkommen zu versöhnen meinte; das menschliche Gefühl, aus welchem die wahre Frömmigkeit spricht, wird ihren Namen nie ohne Entsetzen nennen. Auch sprach zu ihr ein wackerer Kriegsmann des Königs Rudolf, damals Einsiedler in einer Felshöhle bei Brugk, als sie ihn in die Kirche ihres Klosters einlud: „Frau, es ist ein schlechter Gottesdienst, wer unschuldiges Blut vergießt, und aus dem Raub Klöster stiftet; Gott hat Gefallen an Gütigkeit und an Erbarmung."

Herzog Leopold. Schlacht bei Morgarten. Lucern tritt in den Bund.

Kap. 60. Der König der Deutschen, Heinrich von Luxemburg, wiewohl er die Acht über Albrechts Mörder ausgesprochen hatte, war den Schweizern freundlich, weil sie nur Gewalt von sich vertrieben, und keine blutige Rache geübt hatten. Auch begleiteten ihn dreihundert Eidgenossen bei seinem Zuge nach
1313. Italien, von welchem er nicht zurückkehrte. Nach seinem Tode war die Wahl der deutschen Fürsten

getheilt zwischen Herzog Friedrich von Oestreich, und Ludwig dem Wittelsbacher, Herzog von Baiern. Diesem, der nach hartem Streit die Krone behauptete, fielen die Schweizer zu, aus Furcht vor Oestreich. Dagegen hob Ludwig die Acht auf, die in dem kaiserlichen Hofgericht zu Rothweil über die Waldstädte ausgesprochen worden war, und erklärte die in ihren Landen gelegenen Güter der Herzoge von Oestreich für heimgefallen an das Reich. Wenig achteten sie den geistlichen Bann des Abts von Einsiedeln und des Bischofs von Constanz, der sie in den Streitigkeiten mit dem erstern traf. Aber er gab dem Herzog Leopold einen guten Vorwand, den lang genährten Haß gegen sie zu befriedigen, und sie aufs neue zu überwältigen. Man erzählt, daß er gedroht, „diese Bauern mit seinem Fuß zu zertreten", und Stricke mit sich geführt zur Hinrichtung ihrer Vorsteher. Sie beschlossen, wenn er sie überziehen würde, mit Gott ihn zu erwarten, und seiner Macht sich zu wehren. Von drei Seiten wollte der Herzog sie beschäftigen, und so da und dorthin gerissen verderben. Graf Otto von Straßberg sollte vom Oberlande her mit viertausend Mann über den Brünig in Unterwalden einbrechen; ein zweiter Haufe von tausend Mann von Lucern aus bei dem See einfallen; der Herzog Leopold selbst kam mit zwei Schaaren von Baden gegen Zug. Bei ihm waren die Edeln von den Grafschaften Habsburg, Lenzburg, und Kyburg, die Grafen von Montfort, von Laufenburg, von Thun, von Toggenburg, der vertriebene Vogt Landenberg, und viele Ritter aus den östreichschen Län-

dern; dazu viele Bürger von Zug, funfzig von Zürich, alle weiß und blau gekleidet, und das Klostervolk von Einsiedeln. Gegen diese Kriegsmacht, glänzend in Rüstung und Waffen, zogen der Eidgenossen dreizehnhundert, sechshundert von Schwyz, vierhundert von Uri, die bei Brunnen landeten, und dreihundert von Unterwalden. Noch kamen funfzig aus Schwyz verbannte Männer, und baten, daß sie kämpfend das Vaterland wieder verdienen durften. Man wollte das Gesetz nicht brechen um der Gefahr willen. So legten sie sich außerhalb der Landmarken auf den Morgarten, wo ein sumpfiger Weg von dem Berge übersehen wird, den Feind dort zu erwarten. Die Schaar der Eidgenossen aber stellte sich, wie es ein kriegserfahrner Greis, Rudolf Reding, Biberegk genannt, ihnen gerathen hatte, wo der Paß von Zug durch den Wald und das Thal am Aegerisee geht, an den Sattelberg. Als nun am funfzehnten des Wintermondes des Jahres 1315 bei frühem Morgen die
15. Nov. 1315. geharnischten Reiter unter Montfort von Tettnang in den Paß eingedrungen waren, und den engen Weg zwischen Berg und See mit dichten, glänzenden Reihen füllten; da wälzten zuerst die am Morgarten Steine und Felsenstücke auf sie herab; und, wie Verwirrung in die Glieder kam, stürzten die dreizehnhundert vom Sattelberg mit Keulen und Hellebarden auf und unter sie, erschlugen viele, warfen andere unter ihre Rosse, und gewannen einen vollständigen Sieg, ehe das Fußvolk herankam. Dort fiel die Blüte des Adels, unter ihnen Graf Rudolf von Laufenburg, zwei von Hallwyl,

vier von Toggenburg, zwei Geßler, der Vogt Landenberg, und die Züricher alle auf dem Ort, wo sie gestanden, zusammen nach einigen neuntausend, nach andern funfzehn bis zwanzig tausend Mann. Der Herzog Leopold entkam mit Mühe aus der Niederlage, und floh nach Winterthur. Das übrige Heer wurde schimpflich zerstreut.

An demselben Tage kam der Straßberg mit seinen viertausend über den Berg Brünig, und drang über Sarnen vor bis an die Alpnacher Bucht; und die Lucerner landeten, um Stanz anzugreifen, so daß zu gleicher Zeit Oberwalden und Unterwalden in große Bedrängniß kam. Aber als sie zu einander um Hülfe schickten, weil jede sich allein angegriffen meinten, kam die Botschaft von dem Siege am Morgarten zu Freund und Feind. Die dreihundert Unterwaldner nnd hundert von Schwyz — denn obwohl alle mit ihnen ziehen wollten, hielten jene es doch für rühmlicher, allein ihr Land zu vertheidigen — fuhren daher schnell über den See, und zerstreuten die Lucerner, deren viele in das Wasser gedrängt wurden. Straßberg aber wollte von Alpnach zurückziehen, da er die Seinigen überall geschlagen wußte. Doch setzten ihm die von Unterwalden, die schon in zwei Schlachten gesiegt hatten, und die Feinde, die er zuerst angriff, von allen Seiten zu, verwundeten ihn selbst, und zersprengten seine Schaar, so daß nur Einzelne muthlos nach Lucern zurückflohen. Schwyz, Uri, Unterwalden feierten den Tag der Befreiung, und weihten ihn zum Festtage für ewige Zeiten. Die funfzig Verbannten von Schwyz, die den Sieg begon- Kap. 61.

nen hatten, wurden in ihr Vaterland wieder aufgenommen, geehrter, als wenn sie es nie hätten verlassen müssen. Darauf erneuerten die drei Waldstädte zu Brunnen den Bund, daß sie immer in Einstimmung einander helfen, und nie ohne den gemeinschaftlichen Rath Aller mit Ausländern Unterhandlung oder Verpflichtung eingehen, denen aber, die im Lande Güter hätten, ihre Pflichten erzeigen, und nur zu keiner Unbill gegen die Waldstädte dienen wollten. Und so wurden sie stark und geehrt, ohne künstliche Staatsverfassung oder gerüstetes Heer, allein durch Liebe zu ihrer väterlichen Heimath, zu Friede und Recht. Auch ihre Nachbarn in Glaris wurden ihnen immer mehr geneigt; und da Straßberg's Macht im Oberlande mehr und mehr verfiel, und die Bürgerschaft von Thun sich zu Freundschaft mit ihnen verband, trieben sie sichern Verkehr bis in die hohen Alpen und an den Thunersee, ohne daß es Herzog Leopold hindern konnte. Dieser, durch eigne uud seines Bruders Friedrich Unfälle gebeugt, verbarg den Groll, und hielt mit den Schweizern Friede. Der Vertrag mit dem König von Frankreich, Karl dem Vierten, daß er ihm die deutsche Krone, jener die Unterwerfung der Waldstädte bewirken sollte, blieb ohne Erfolg. Vergebliche Anstrengungen, und das Blut, das er stolz und rachsüchtig vergossen hatte, trieben ihn endlich zum Wahnsinn. So starb er zu Straßburg im Jahre 1326. Sein Bruder Al-
1326. brecht erneuerte den Stillstand der Waffen.

Kap. 62. Dem König Ludwig dem Baiern, der den Waldstädten ihre Freiheit mehrmals bestätigte, waren

sie immerdar treu, und schickten ihm Mannschaften zu seinen Kriegen im Reiche und zu dem Zuge nach 1328. Italien. Auch, als er in des Pabstes Bann verfiel, theilten sie dasselbe Urtheil, doch ohne des Gottesdienstes zu entbehren. Denn sie fragten ihre Priester, ob sie singen und lesen, oder aus dem Lande vertrieben werden wollten; und jene wählten klüglich das erstere. Zwei Jahre darauf, als sich 1330. der König mit den östreichschen Herzogen Albrecht und Otto vertrug, und ihnen die reichsfreien Städte Zürich, Schafhausen, Rheinfelden, und das Stift St. Gallen verpfändete, verwendeten sie sich so eifrig für ihre Brüder, wiewohl sie in der Schlacht gegen sie gestanden hatten, auf dem Hoflager zu Regensburg, daß der Stadt Zürich und dem Kloster St. Gallen die Freiheit ferner bewilligt wurde. Schafhausen aber mit Rheinfelden, Breisach, und Neuenburg kamen unter östreichsche Herrschaft. Wichtiger, als die Kriege, die sie theils unter dem König, theils mit den benachbarten Bewohnern und für die Freiheit von Oberhasli gegen den Uebermuth der Edeln führten, ist die Verstärkung ihres Bundes durch den Zutritt von Lucern. Diese Stadt hatte den Herzogen gegen die Waldstädte und gegen den König immer mit großer Aufopferung beigestanden, und mehr für sie gethan, als mit Recht verlangt werden konnte. Da sie aber nicht nur nicht den Sold für ihre Krieger erhielt, sondern noch mit neuen Abgaben, schlechter Münze, und Bedrohungen hart beschwert wurde, entschloß sich die Gemeine, die Waldstädte erst um zwanzigjährigen Waffenstillstand, und, als die Vornehmen

sie mit Ueberfall und Gewaltthat schrecken wollten,
Lucern. um Aufnahme in die Eidgenossenschaft zu ersuchen.
1332. Diese wurde beschlossen im Jahre 1332 zu gegenseitiger Hülfe und einmüthigem Beistand, doch so, daß die Rechte, Dienste, und Gerichte der Herzoge, die Verwaltung der Stadt, wie sie unter dem Hause Habsburg von den Räthen und Bürgern geführt worden, und alle Herkommen der schweizerischen Thäler nach Recht und Treue aufs neue bestätigt wurden. Von der Zeit an bestand der vier Waldstädte Bund, durch erlittenes Unrecht veranlaßt, und bald durch Kämpfe geheiligt.

Kap. 63. Denn der Adel des Aargaues, der fest an Oestreich hielt, plagte von dem an Lucern mit jeglicher Feindseligkeit; und die vornehmen Geschlechter in der Stadt selbst hielten es mit ihrer Art, weil ihnen unerträglich schien, Bundesgenossen der Bauern und Hirten zu seyn. Sie schlossen daher einen Rath, in einer Nacht alle Freunde der Waldstädte zu ermorden, und die Stadt zu östreichischem Eigenthum zu machen. Das war die Nacht des
1333. 29sten Junius, nach dem Tage Peter und Paul. In dieser waren die Verschworenen, alle durch rothe Aermel bezeichnet, um sich in dem Getümmel zu erkennen, unter dem Schwibbogen am See, über welchem die Trinkstube der Schneider ist, zur Ausführung versammelt. Ein Knabe hörte zufällig das Klirren der Waffen und Murmeln der Menschen. Den griffen sie zwar, da er wie vor Gespenstern floh, und wollten ihn tödten; als er aber flehentlich bat, ließen sie ihn schwören, keinem Menschen zu erzählen, was er gesehen und gehört, und

schonten seines Lebens. Der lief eiligst nach der Trinkstube der Metzger, wo noch mehrere zechten und spielten, und erzählte dort laut dem Ofen, was er den Leuten nicht sagen durfte. Und die Bürger, verwundert über die Warnung, säumten nicht, die andern Bürger und die Obrigkeit zu wecken. Andere nahmen die Bewaffneten fest, andere fuhren über den See und führten dreihundert Männer aus den Waldstädten zur Hülfe herbei. Auch nach so schmählichem Verrath wurde keiner hingerichtet. Aber die Gewalt in der Stadt kam von wenigen Geschlechtern, die sich derselben wie eines Erbtheils bemächtigt hatten, an eine Rathsversammlung von dreihundert achtbaren Bürgern; und unter dieser berathete die Gemeine über Steuern, Landkauf und Landveräußerung, über Bund, Krieg und Friede. Diese Verbesserung des Gemeinwesens entstand aus der Mordnacht von Lucern. Denn so wurde sie von da an genannt.

Nach diesem kamen die Waldstädte in Fehde mit dem Adel in den rhätischen Alpen und mit dem Abt zu Disentis, die den Schweizern den Handelsweg nach Welschland über den St. Gotthard versperrten, und manche Gewalt an Einzelnen verübten. Der Landbanner von Uri eröffnete den Weg mit gewaffneter Hand; und, weil dem ganzen Lande viel Schaden aus der unnatürlichen Störung des Verkehrs entstand, gelang es dem Landammann von Uri, Johann von Attinghausen, — ein anderer Attinghausen war an die Stelle des feindlichen Abts von Disentis gekommen — den Frieden in diesen Gegenden wieder herzustellen. Auch die Herzoge Kap. 64.

von Oestreich, Albrecht und Otto, wurden des Kriegs überdrüssig, und willigten in einen Landfrieden, welcher das östreichische Erbland in Elsaß und Schwaben, Rhätien diesseits der Alpen, das Gotthardgebirg mit den Waldstädten, Oberland, Uechtland bis an den Jura umfaßte. Nur über Lucern wurde Klage vor den Kaiser gebracht, daß es zu den Waldstädten getreten war, und über diese, daß
1334. sie es aufgenommen hatten. Die Eidgenossen führten dagegen an, daß dem Hause Habsburg alle Rechte in ihren Landen, außer während der Kriege, gewährt worden waren, daß aber auch sie und die Lucerner ihre Rechte und Freiheiten von Alters her hätten; bei solchen, sey Menschen erlaubt, einander zu beschirmen. Der Kaiser verordnete neun Schiedsrichter von Basel, Zürich, und Bern. Von diesen wurde der ewige Bund als unschuldig bestätigt, und ein Stillstand befohlen, „während dessen die Lucerner die Kosten ihrer letzten Bewaffnung für die Herzoge nicht fordern, und ihre Münze nehmen; die Rechte aber, welche das Haus Oestreich in den Waldstädten zu haben glaube, von kaiserlichen und östreichschen Bevollmächtigten, gemäß Zeugniß und Kundschaft, untersucht, bestimmt, und von dem Kaiser bestätigt werden sollten.“ Und nach diesem Beschlusse wurde gehandelt.

Zürich. Aenderung der Verfassung durch Rudolf Brun.

Kap. 65. Die Stadt Zürich wurde, als sie unter dem deutschen Reiche war, also verwaltet. Die Blut-

gerichte, die jedoch sehr selten veranlaßt wurden, hielt der kaiserliche Vogt. Das innere Gemeinwesen war, mit Ausnahme der Händel zwischen Bürgern und Geistlichen, welche von besondern Pfaffrichtern entschieden wurden, allein der Bürgerschaft und ihrem Rath anvertraut. Dieser bestand aus zwölf Rittern und vier und zwanzig Bürgern, welche, eidlich auf die alte Ordnung der Stadt verpflichtet, in drei Abtheilungen jede vier Monate des Jahres die Geschäfte führten. Ihnen schwuren wiederum die Bürger Treue und Gehorsam; und mehrere Jahrhunderte lang bestand Eintracht in der Mitte des Raths, und zwischen ihm und den Bürgern. Die alten Geschlechter, welche durch Abstammung, Verdienste, und Fleiß, in Ansehen und vererbten Besitz der Ehrenämter gekommen waren, überhoben sich nicht über die achtbaren Einwohner, mit denen sie Gleiches wünschten und erstrebten. So kam es, daß in einer Zeit, wo die Edlen der Landburgen auf Fehden und Raub auszogen, wo ein Freiherr im rhätischen Alpengebirge, Johann Donat von Vatz, Gefangene in finstern Thürmen Hungers sterben ließ, und das Heulen und Wimmern der qualvoll Sterbenden Vogelgesang nannte, in den meisten Städten, so auch in Zürich, Edle und Handwerker in Liebe und Freundlichkeit zusammenwohnten. Denn jene, wenn sie auch Herren und Ritter waren, schämten sich nicht, ihr Geschäft zu treiben, und wohl in dem Laden selbst zu verkaufen; diese waren von keinem Amt und Dienst des Gemeinwesens, im Frieden oder unter den Waffen, durch ihren Stand ausgeschlos-

sen. Die Steuern wurden durch gemeinschaftlichen Beschluß ausgeschrieben, und, weil Sparsamkeit in der Verwaltung war, ohne Druck für den Bürgerstand. Handel und Gewerb brachten Wohlhabenheit, und heitern Lebensgenuß, ohne Verschwendung und Ueppigkeit. In der Religion folgten sie den Satzungen der Väter in äußern Gebräuchen; die Meinung, wenn sie nicht zu Verletzung der Ordnung führte, war frei, und keinem Pfaffenregiment unterworfen. In solcher Zeit blühte die Dichtkunst, wie in dem ganzen südlichen Deutschland, so auch in Zürich und seiner Umgebung. Die Minnesinger, berühmt in dem Zeitalter der Hohenstaufen, hatten viele ihres Ordens unter den Rittern und Bürgern Helvetiens. Zu Zürich war Rathsmann jener Rüdiger Manesse, der eine Sammlung von Gedichten mehr als hundert und vierzig Verfasser niederlegte, die bis auf unsere Zeit erhalten worden ist, ein köstlicher Schatz für die Erforschung der ältern deutschen Sprache und Kunst. So war Zürich, um mit Johannes Müller zu reden, „frei und sicher, wie des ganzen Landes Krone; an verständigem Fleiß, glücklichem Handel, Ueberfluß, ächtem Bürgersinn, und in dem seltnern Ruhm der aufgeklärtesten Stadt, weit über ganz Thurgau und Aargau; den Herzogen von Oestreich, dem vornehmsten Landadel, und von Gotthard bis an den Mainstrom allen Städten und Ländern durch ruhmvolle Bündnisse und Burgrechte verbunden; ein starkes, exemplarisches, glückliches, gemeines Wesen.“

Kap. 66. Aber es ist nicht für den Menschen, immer auf derselben Stelle und in derselben Weise stehen zu

bleiben; und, wenn bei den Höhern bei geringerer Geistesbildung der Stolz zunimmt, so verlangt der niedriger Gestellte, wenn er sich tüchtiger und mit den äußern Mitteln versehen sieht, billige Ausgleichung der Ansprüche. Der Anführer ist, wenn die rechte Zeit kommt, bald gefunden. Wir haben gesehen, wie Zürich dem Herzog und den Rittern mit dem Blut seiner Bürger am Morgarten beistand; und doch waren die Waldstädte ihm durch Verkehr und manchen freundlichen Dienst so nahe. Die dort erstrittene Freiheit und das Beispiel Lucerns wirkte. Man klagte über den Hochmuth der Rathsherren, die nur für sich und ihre Geschlechter sorgten, den Bürgern nach Liebe und Haß Recht sprachen, und von den Geldern der Stadt keine Rechnung ablegten. Viele Mißbräuche mochten durch die Gewohnheit und die Eintracht eingerissen seyn; andere durch den Unwillen der Gekränkten mit stärkern Farben geschildert werden. Vor allen erregte das Volk Rudolf Brun, selbst einer des 1335.
Raths von altem Geschlecht, reich und beredt, den Römern Gracchus zu vergleichen, damals funfzig Jahre alt, aber voll jugendlichen Strebens. Der klagte mit den Unzufriedenen über der Rathsherren unerträgliche Tyrannei, und hieß die Bürger zusammenhalten, um das Vaterland, Ehre, und Freiheit vor ihnen zu sichern. Dazu versprach er ihnen seine Hülfe. Als nun im Anfang des Mai die zweite Abtheilung der Rathsherren an die Verwaltung kommen sollte, und die Bürgergemeine versammelt war, trat einer aus dem Volke, und verlangte, der Rath sollte von den Stadtgeldern seit

einigen Jahren Rechnung ablegen. Die Freunde Bruns, unter ihnen die Ritter Manesse und von Glaris, billigten diese Forderung; andere schrieen über Neuerungen, oder drohten mit Strafe. Zuletzt ließ man Rath und Volk aus einander gehen, damit die Sache reiflicher überlegt würde. Die Rathsherren, die, in Rechtsformen ergraut, von dem Gemüth des Volks nicht viel zu urtheilen wußten, glaubten, die Sache würde in Vergessenheit kommen, oder sich durch heimliche Unterhandlungen befriedigen lassen. Als dieser Verzug sechs Wochen gedauert hatte, versammelte sich plötzlich am Johannistage, als der ganze Rath versammelt war, das Volk, aufgeregt durch Brun's Reden, daß die Herren des Raths der Gemeine spotteten, aus allen Theilen der Stadt vor dem Rathhause, und verlangte mit wüthendem Drohen die Erklärung. Da schlugen sich einige zu den Bürgern; andere entwischten, und verließen eilig die Stadt, unwürdig ihres Amts wegen ihrer Feigheit oder Bewußtseyn der Schuld. In einer Volksversammlung wurde, nachdem von den Fehlern und Mißbräuchen der vorigen Verwaltung viel gesprochen worden war, durch die meisten Stimmen der Beschluß gefaßt, „daß von allen Abtheilungen des Raths Rechnung zu fordern, und alle, wie ihre Thaten verdient, zum Ersatz und Schrecken, an Ehre, Leib und Gut zu strafen; daß die bisherige Form der Verwaltung zu ändern, und bis auf weitern Schluß der Ritter Rudolf Brun mit Vollmacht in allen Dingen unter einem ihm zu leistenden Eid zu beauftragen sey.“ Darauf wurden die, welche

sich schuldig oder verdächtig gemacht hatten, verbannt.

Am Schluß desselben Jahrs wurde von der Gemeine unter Brun's Vorsitz eine neue Verfassung gegeben. Nach dieser wurde Rudolf Brun, Ritter, auf Lebenszeit Bürgermeister und Oberhaupt der Stadt. Nach seinem Tode wurde die Nachfolge einem seiner Freunde von den mit den Bürgern vereinigten Rathsherren zugesichert. Alle Handwerker wurden in dreizehn Zünfte unter dreizehn Bannern eingetheilt. Jede Zunft sollte aus einem von den meisten Stimmen aus derselben gewählten Meister, der jedesmal sechs Monate das Amt verwaltete, und aus Gesellen bestehen. Alle Ritter und die Bürger, welche kein Handwerk trieben, wurden in eine Kriegsgesellschaft, Constabel genannt, vereinigt. Der Rath wurde durch sechs vom Bürgermeister ernannte Wahlherren also erwählt, daß er aus dreizehn Gliedern, sechs Constablern und sieben Bürgern bestehen, und halbjährig, wie die Zunftmeisterwürde, erneuert werden sollte. Dann schwur jedesmal Rath und Bürgerschaft dem Bürgermeister vollkommenen Gehorsam, und dieser wiederum ihnen gerechtes Gericht und wachsamen Schutz der Stadt. Diese Gesetze wurden nicht nur von der ganzen Gemeine, sondern auch im Anfang des nächsten Jahrs von dem Probst 1336. und den Chorherren des großen Münster, so wie von der Aebtissin des Gotteshauses Zürich, ohne Streit und Widerspruch angenommen und bekräftigt. Auch der Kaiser Ludwig, als ihm vorgestellt wurde, daß die vorigen Rathsherren wegen Ver-

Kap. 67.

letzung der kaiserlichen Lehnrechte, wegen heimlicher Eide gegen ihre Mitbürger, und unerträglicher Ungerechtigkeit verbannt, und ohne Schaden kaiserlicher Macht und Gewalt neue Gerichte eingesetzt worden wären, bestätigte die neue Verfassung.

Kap. 68. Seit dieser Zeit herrschte Rudolf Brun in Zürich mit fast unumschränkter Gewalt. Denn die Vornehmen und Gebildeten, alle in eine Classe vereinigt, hatten wenig Einfluß; die Zunftmeister aber, theils weil sie durch ihn ihre Stellen bekamen, theils, weil sie den Vortheil ihrer Handwerke oft mit Bedrückung der Vornehmen und des auswärtigen Verkehrs benutzen zu können meinten, waren, indem sie scheinbar Antheil an der Regierung hatten, dem entscheidenden Willen des tapfern und klugen Mannes völlig unterthan. Sein Ansehen wuchs durch strenge Zucht und kriegerische Ordnung der immer gerüsteten Stadt; durch glückliche Kriege mit den benachbarten Rittern, die, von eignem Haß gegen die Handwerkerrepublik getrieben, und von den verbannten Rathsherren und ihren Freunden aufgefordert, ihm eine Fehde nach der andern erregten, in deren einer Graf Johann von Habsburg, Herr zu Laufenburg und Rapperswyl, ein jugendlich kühner Krieger, kämpfend den Tod fand; endlich durch Bündnisse mit St. Gallen, Constanz, Schafhausen, dem Bischof und der Stadt Basel. Mehrere Edle suchten das Burgrecht in Zürich, und leisteten den Eid in Rudolf Brun's Hände.

Bern. Rudolf von Erlach. Die Schlacht bei Laupen.

Bern, schon in früher Zeit und besonders durch manche tapfere Waffenthat während Rudolfs von Habsburg Regierung mächtig und kühn, zerfiel mit dem Grafen Eberhard von Kyburg, dem es, als sein Bruder Hartmann bei einem Gelag zu Thun nicht ohne Verdacht auf ihn im Getümmel eines ausgebrochenen Streits umgekommen war, nicht nur zum Besitz von Thun verholfen, sondern auch Bürgerrecht bei sich gegeben hatte. Die Freundschaft wurde erst mit Mühe gehalten; dann zeigten Kränkungen, daß die Geister entfremdet und gereizt waren; zuletzt trennte sich der Graf völlig von Bern, und nahm das Burgrecht in Freiburg. Es begab sich, daß, als Bern das hundert und siebenvierzigste Jahr seiner Erbauung beging, ein Krieg sich gegen die Stadt erhob, der über ihre und der Nachbarstädte Freiheit entscheiden sollte. Denn die Grafen Rudolf zu Nidau und Eberhard von Kyburg, unter dem Vorwand vieler Beleidigungen, unter welchen die schwerste war, daß Bern das schlechte Kyburgische Geld im Handel nicht nehmen wollte, in Wahrheit darum, weil Bern dem Adel die Oberhand entreißen und sie an das Volk bringen wollte, versammelten auf der Burg zu Nidau alle Edlen von Uechtland, Aargau, und dem welschen Lande, wie die von Freiburg, und beschlossen unter Vorsitz des kaiserlichen Vogts in Burgundien, des Grafen von Valengin, mit ganzer Macht Bern von Grund aus zu vertilgen. Die Berner erklär- Kap. 69.

ten in den Unterhandlungen, daß sie billige Forderungen befriedigen, Gewalt aber mit Gewalt abtreiben würden. Darauf wurde viel Kriegsvolk von Elsaß an bis Burgund und Savoyen gegen sie zusammengebracht, siebenhundert Herren mit gekrönten Helmen, zwölfhundert geharnischte Reiter, bei dreitausend Mann zu Pferd, und über funfzehn tausend zu Fuß, zum Streit gegen die Stadt. An der Spitze waren die Grafen von Valengin, von Aarberg, von Welschneuenburg, von Nidau, von Greyerz, von Montenach, von Fürstenberg, und die Bischöfe von Basel, Lausanne, und Sitten. Auch der junge Graf Johann von Savoyen, von seinem Vater als Vermittler gesendet, ließ sich bewegen, mit ihnen zur Schlacht zu ziehen. Diese
1339. Macht stand unter den Mauern von Laupen, welche Stadt die Freiburger, auf Kaiser Ludwig's, der aber damals unter dem Bann war, Erlaubniß sich berufend, einzulösen verlangt hatten. Als nun der Vogt zu Laupen, Anton von Blankenburg, nach Bern um schnelle Hülfe schickte, schwur der Schultheiß, Johann von Bubenberg, vor dem Rath und den versammelten Bürgern mit aufgehobener Hand, zu Behauptung der Stadt Laupen Gut und Leben aufzuopfern; nach ihm schwuren alle, die gegenwärtig waren. Darauf zogen nach Laupen von jeden zwei Brüdern einer, sechshundert Mann. Einen Anführer sendete der Himmel. Denn, als man rathschlagte, wem der Oberbefehl anzuvertrauen sey, ritt in die Stadt Rudolf von Erlach, Sohn des Erlach, unter welchem die Berner vor vierzig Jahren am Donnerbühel die Adeligen

geschlagen hatten, selbst in sechs Feldschlachten erprobt, tapfer, und streng in der Kriegszucht. Den machten sie zum Feldhauptmann. Aus den Waldstädten stießen zu den Bernern neunhundert; denn, obgleich der Bund mit Bern erloschen war, verließen sie doch nicht ihre Freunde in der Noth, und der Tell, und Werner Stauffacher lebten noch. Dreihundert kamen von Hasli, dreihundert von Sibenthal, achtzig von Solothurn. Diese bezahlten ihren Dank an Bern für die Hülfe, die sie von ihm erhalten, als Herzog Leopold drei Jahre nach der Schlacht am Morgarten vor Solothurn lag, und es mit seinem Belagerungszeug ängstigte. Als damals eine plötzliche Wasserflut die Belagerer in große Noth brachte, retteten die aus der Stadt ihre Feinde, speisten und wärmten sie. Das rührte den Herzog, daß er mit ihnen Frieden machte. Jetzt hielt Solothurn treuer, als andere Freunde, den Bund mit Bern. Die Schaar der Berner aber war zu viertausend angewachsen. Die alle lagerten bei Laupen.

Als die Heere sich sahen, fiel manches Schmähwort von beiden Seiten, wie es zu geschehen pflegt, wo die Krieger sich kennen. Der Schultheiß von Freiburg rief: Ich sehe verkleidete Weiber unter den Bernern. „Ihr werdet es heute erfahren," antwortete Cuno von Rinkenberg. „Wir sind bereit; wer will, trete hervor!" rief einer von Schwyz. Rudolf von Erlach aber sendete die aus den Waldstädten, von Oberhasli, von Solothurn und Sibenthal, mit ihren Schleudern gegen die Reiter, die den Angriff auf die Höhen machten. In die Kap. 70.

wankenden Reihen brachen Sichelwagen vom Berge herab. Um sich herum hatte er eine auserlesene Schaar Berner Jünglinge. Denen sagte er, als die Schlacht heiß wurde, „wo sind die fröhlichen Leute, die ich zu Bern sah, mit Federbüschen und Blumenkränzen geschmückt, die ersten bei Tanz und Freude! Hier ist der Banner, hier Erlach!" Als die Schleuderer nach drei Würfen in die Reihen zurücktraten, wie ihnen geboten war, hielten die in der letzten Reihe es für Flucht, und wichen aus der Schlacht. „Wir sind Sieger," rief Erlach mit heiterm Gesicht, „die Furchtsamen verlassen uns!" Und darauf drang er mit seiner Schaar, Bern's Banner in der Hand, in die Feinde ein. Den Schleudern, den eisernen Wagen, den Hellebarden, und dem Heldenmuth Erlach's und der Seinen erlag das feindliche Heer. Erst die Ritter, dann das Fußvolk wurden geworfen und zerstreut. Da fiel der Schultheiß von Freiburg neben vierzehn seines Geschlechts, wie er gelobt hatte, den Banner in der Hand; da der Graf von Nidau, der von Valengin, drei von Greyerz, unter vielen Todten, selbst Johann von Savoyen, der die Schlacht der Versöhnung vorgezogen hatte, ein heldenmüthiger Jüngling. Der Freiherr von Blumenberg rief: „Gott sey vor, daß Blumenberg lebe nach dem Tode solcher Männer!" und stürzte wieder in das Getümmel, und fand den Tod. Das ganze Feld war bedeckt mit Leichnamen, Waffen und Pferden, mit gekrönten Helmen, und mit sieben und zwanzig Bannern. Das war die Schlacht bei Laupen. Die Sieger fielen auf der Wahlstatt auf ihre Kniee,

dankten Gott, und schwuren sich aufs neue Eintracht. In Bern wurde der Tag zum Festtag gemacht für alle Zeiten.

Noch zwei Jahre dauerte der Krieg gegen einzelne Burgen, und gegen Freiburg, das zum Theil in Asche sank. Die Jünglinge von Bern nannten die Fastenzeit, in welcher Waffenruhe war, die Wochenbetten der Männer; und, weil ihnen überall Sieg wurde, sprach das Volk im ganzen Lande: „Gott ist Bürger geworden zu Bern." Endlich wurde Friede geschlossen, und dieser gab Bern den Ruhm, daß es keinen Besitz, selbst nicht eines fremden Dorfs, annahm, dem Erlach aber, daß ihn die alten Feinde zum Vormund der unmündigen Grafen von Nidau wählten. Einige Jahre darauf kam Elend aller Art über ganz Europa. Zu Ende des Sommers 1338 zogen von Osten her Schaaren von Heuschrecken, Wolken gleich, die den Himmel verfinsterten, über die Länder. Nach ihnen war Mißwachs und Hungersnoth. In den Jahren 1346 und 1348 erbebte die Erde, daß viele Städte und feste Plätze, wie Villach in Kärnthen, zu Basel die Mauern am Großmünster, in Krain und Steuermark über vierzig Burgen zusammenstürzten. Die schrecklichste Noth aber brachte im Jahre 1349 die größte Pest, von welcher je in menschlichen Geschichten geschrieben worden ist, der schwarze Tod genannt. Zwei Fünftheile aller Bewohner von Europa sollen damals gestorben seyn. Zu dem Jammer, den die zerstörenden Kräfte der Natur verbreiteten, kam die sittliche Verwilderung der Menschen. Denn, während

Kap. 71.

1341.

1349.

große Schaaren von Schwärmern mit Geißeln und neuen Bußübungen die Länder durchzogen, suchten andere mit Raub und Mord, und in roher Freude, den flüchtigen Genuß des elenden Lebens. Das Volk aber, von wahnsinniger Wuth entbrannt, warf sich auf die Juden, die, des wucherischen Geldgeizes immer schuldig, damals einer Menge von Verbrechen angeklagt wurden, von denen sie keins begangen hatten. Viele Tausende des unglücklichen Volks sind in der Schweiz, vornehmlich in Freiburg, Bern, Basel, und im Elsaß und in allen Städten des Rheinufers, durch die Raserei der Christen ohne Urtheil oder nach ungerechtem Richterspruch umgebracht worden.

Kap. 72. Die beiden Helden Bern's, unter welchen so große Thaten geschehen waren, fanden nicht den verdienten Lohn. Der Schultheiß von Stubenberg wurde von seinen Feinden des stolzen Regiments und der Bestechlichkeit angeklagt, und er und sein Geschlecht mit Söhnen und Freunden auf hundert Jahre und einen Tag aus der Stadt verbannt. Doch schon nach vierzehn Jahren vermißten ihn die Bürger, und setzten es bei dem Rathe durch, daß er wieder zurückberufen, und sein Sohn Johann in die Würde des Schultheißen eingesetzt wurde. Der Ritter Rudolf von Erlach aber fiel durch den Meuchelmord seines Eidams. Denn, als er auf seinem Landsitz Richenbach unweit Bern einsam wohnte, schon ein zitternder, hülfloser Greis; trat zu ihm der Edle von Rudenz, aus Unterwalden, dem er seine Tochter Margaretha vermählt hatte, und erhob einen Streit über die Ehesteuer.

Denn Erlach war ein sorgsamer Hauswirth, Rudenz aber verschuldet. Wie nun der Alte dem Eidam ernste Ermahnungen giebt wegen seines leichtsinnigen Lebenswandels; erblickt dieser an der Wand das Schwerdt, das Erlach bei Laupen und in allen Siegen geführt hatte, und das immer in seinem Zimmer hing. Das ergreift der Jüngling, von wildem Zorn entbrannt, und giebt dem alten Helden den Tod. Darauf floh er in den Wald. Er ist bald darauf gestorben, man weiß nicht, durch welchen Tod. Dieß geschah im Jahre 1360. Das Andenken des Befreiers wurde zu Bern in jedem Jahre durch fromme Feier im großen Münster erneuert, und die Geschichte setzt seinen Namen neben die der berühmtesten Helden, die ihr Vaterland frei und groß gemacht haben.

Der Bund der acht alten Orte der Eidgenossenschaft.

In Zürich herrschte der Bürgermeister Rudolf Kap. 73. Brun bereits im vierzehnten Jahr, mehr gefürchtet, als geliebt, weil eine durch Gewalt eingeführte Staatsverfassung nur durch Gewalt und Strenge erhalten werden kann. Die Menge der Verbannten, Nachkommen alter berühmter Geschlechter, selbst durch Reichthum und Ehrenstellen vormals in ihrer Vaterstadt ausgezeichnet, hörten nicht auf, die benachbarten Edeln, welche in den Fehden gegen Brun an Menschen und Gut schon manchen bittern Verlust erlitten hatten, um Hülfe zu be-

stürmen; und hielten Einverständnisse in der Stadt, um mit Brun's Ermordung Rückkehr und Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge zu bewirken. Unter den Edeln war keiner bereitwilliger, sie zu unterstützen, als Graf Johann von Habsburg zu Rapperswyl, dessen Vater in einer Schlacht gegen Brun gefallen war, von Rache getrieben, und von Vortheil, weil die Verbannten ihm, gelänge das Unternehmen, Tilgung seiner Schulden an die Stadt versprachen. Unter den Bürgern waren siebenhundert in der Verschwörung, durch Verwandtschaft oder gekränkte Ansprüche mit jenen verbunden. Zu Ausführung war die Nacht zum
1350. 23sten Februar 1350 bestimmt. Der Freiherr Ulrich von Bonstetten ritt zum Besuch in die Stadt; um Mitternacht kam Graf Johann von Habsburg; und der Herr von Hohenlandenberg wurde über die Mauer gezogen. Diese hielten Zusammenkunft mit den Verschworenen, und rathschlagten, wie sie den Brun und seine mächtigsten Freunde ergreifen und enthaupten, dann die Rapperswyler Mannschaft, die schon im Anzuge war, hereinlassen, und durch rasche That sich aller Theile der Stadt bemächtigen wollten. Während der Unterredung bemerkten sie nicht, daß ein Bäckerknabe, der wie schlummernd am Ofen gelegen hatte, sich davon schlich. Der lief zu seinem Meister, der Meister zu Rudolf Brun. Dieser eilte halb bekleidet auf das Rathhaus, gewann es, von den Verschworenen, die seinen Knecht erschlugen, verfolgt, ließ die Sturmglocke läuten, und rief die aus den Häusern stürzenden Bürger in den Kampf. Da war Ge-

fecht und blutige Arbeit überall, in den Gassen, an der Limat, unter den Mauern; jeder reihte sich an, wo er Schwerdter der Seinigen blinken sah; Weiber und Kinder halfen von den Dächern und aus den Fenstern, Steine, Töpfe, und was sie ergriffen, auf die Köpfe der Feinde schleudernd. Der wüthendste Streit war auf dem Markte. Dort stürmte Brun gegen Habsburg und seine Schaar, die mit Verzweiflung widerstand. Endlich siegten die Bürger, nachdem Hohenlandenberg, drei Bonstetten, fünf der vertriebenen Rathsherren, und viele der Verschworenen gefallen waren. Was nicht im Gefecht erlag, wurde gefangen, auch der Graf von Habsburg und Ulrich von Bonstetten, wie sie durch den Stadtgraben flohen. Diese legte der Bürgermeister in hartes Gefängniß; darauf hielt er Gericht über die Feinde der Stadt. Sieben und dreißig Bürger ließ er enthaupten oder auf das Rad flechten, jeden vor seinem Hause. Die Leichname der Erschlagenen lagen bis auf den dritten Tag in den Straßen, von Pferden zertreten, oder von der Erbitterung verunstaltet. Das war die Mordnacht von Zürich, blutiger und entsetzlicher, als die von Lucern.

Nachdem in der Stadt die Ruhe hergestellt Kap. 74.
war, zog Brun am siebenten Tage mit seiner Mannschaft gegen Rapperswyl, nahm und brach die Burg; die Stadt, die darunter liegt, ergab sich seiner Gnade. Die aber kannte der grausame Mann nicht. Denn, nachdem er die vornehmsten Bürger nach Zürich geschickt, und die Mauern geschleift hatte, beschloß er, eine Stadt gänzlich zu

zerstören, die er gegen den heranrückenden stärkern Feind nicht zu halten sich getraute. So trieb er in der grimmigen Kälte des Christmonds Weiber, Kinder, Greise, alle Bewohner aus ihren Hütten in den Winter hinaus, und verbrannte Rappers=wyl, daß kein Haus übrig blieb. Wegen solcher Unthaten fürchtete er die Rache Oestreichs, und, um seine Macht zu verstärken, schickte er zu den Waldstädten, sich mit ihnen zu verbinden. Diese sahen ein, daß Zürich, eine Stadt, welche damals über zwölftausend Einwohner, eine stets gerüstete und im Kriege wohl geübte Bürgerschaft, und starke Befestigungen mit Mauern und Thürmen hatte, ihnen ein Wall werden müßte gegen Oestreichs un=versöhnlichen Haß. So wurde am ersten Mai des
Zürich. Jahres 1351 Zürich in den Bund der Eidesgenos=
1351. senschaft aufgenommen mit Lucern, Uri, Schwyz, und Unterwalden, zu gegenseitiger Hülfe und be=ständiger Eintracht, unbeschadet aller Rechte des Königs und des römischen Reichs. Mit Abscheu wendet man sich von Rudolf Brun's blutigen Tha=ten; aber die Geschichte bewundert die Weltregie=rung, die aus der Saat des Verderbens, in wel=chem untergeht, wer das Böse ausgestreut hat, für die besseren Zeitgenossen und die Nachwelt neue Erndten des Segens aufkeimen läßt. Wie erbit=tert gegen äußere und innere Feinde gestritten wurde; so friedlich vertrugen sich die Eidgenossen unter ein=ander, schlichteten ihre Streitigkeiten nach Billig=keit, und halfen ihren Wohlstand fördern durch Verkehr und gemeinschaftlichen Handel nach Welsch=land mit den reichen Städten Deutschlands, die,

ebenfalls gegen die Edeln verbunden, zunahmen an Reichthum und Macht.

Herzog Albrecht von Oestreich, der einzige noch übrige Sohn des von seinem Neffen ermordeten König Albrecht, Enkel Rudolfs von Habsburg, war im August desselben Jahrs in der Stadt Brugk, und versammelte daselbst seine Dienstmannen von Thurgau, Aargau, Sundgau, Elsaß, Breisgau, vom Schwarzwald und von Schwaben, um Zürich zu bestrafen wegen Rapperswyl, und mit altem Groll gegen die Waldstädte. Milder und menschenfreundlicher, als seine Brüder Friedrich und Leopold gewesen waren, konnte er doch dem Stolz seines Hauses und dem Gefühl der ihm und seinen Vasallen angethanen Beleidigungen die lange verschobene Genugthuung nicht versagen. Die erste Zeit verging in Unterhandlungen wegen Aufbau von Rapperswyl, wegen Freilassung der gefangenen Edeln, und wegen Ausübung der herzoglichen Rechte. Der Herzog und die Königin Agnes meinten es nicht auf billigen Frieden, sondern auf völlige Unterwerfung; den Schweizern mißfiel die Kunst der Worte, in der sie leichter besiegt wurden, als im offnen Streit. Daher kam es zum Kriege. Auch nach Glaris kamen des Herzogs Boten, und verlangten, daß das Volk Mannschaft stellte zu seinem Dienst, weil er als Kastvogt des Stifts Sekingen Lehnsherr des Landes geworden war. Aber die von Glaris hegten schon lange Widerwillen gegen diese Regierung, weil ihnen anstatt eines Landammanns aus ihrem Volke herzogliche Vögte gesetzt waren, die auf der Burg zu Näfels mit krie-

Kap. 75.

gerischer Gewalt herrschten, wie einst die in den Waldstädten, und weil weder ihre alten Freiheitsbriefe bestätigt, noch ihre Kriegsdienste belohnt wurden. Daher litten sie es gern, daß die Banner von Uri, Schwyz, Unterwalden, und Zürich, mitten im Winter ihr Land in Besitz nahmen, und die herzoglichen Völker mit dem Landvogt Walther von Stadion daraus vertrieben. Als aber dieser die Glarner von Rapperswyl aus aufs neue mit Waffen heimsuchte, schlugen sie ihn und seine Schaar, und brachen die Burg Näfels. Darauf
1352. traten sie in die Eidgenossenschaft der Schweizer
Glaris. zu treuem Zusammenhalten gegen fremde Gewalt, brüderlicher Vergleichung ihrer Klagen unter einander, und Behauptung ihrer Freiheiten, doch so, daß der Herzog sowohl, als die gefürstete Aebtissin von Sekingen alle rechtmäßige Herrschaft und ihre Einkünfte behielten. In demselben Jahre wurde von den Zürichern bei Tätwyl unweit Baden gestritten, zu großer Ehre des Volks, und zu ewiger Schmach des Bürgermeisters Rudolf Brun. Denn dieser, als er sich mit funfzehnhundert Mann von viertausend östreichschen Kriegern unter Burkard von Elberfeld zwischen Flüssen und Hügeln eingeschlossen sah, entwich mit seinen Dienern nach seinem Landgute bei Zürich. Da trat an die Spitze des kleinen Haufens der Bannerherr Rüger Manesse, reinern Gewissens, darum tapferer. Der stand dem starken Feind mit dem Schlachtruf: Hie Zürich, hie Sanct Felix!, und von den Dörfern liefen ihm die Leute zu mit demselben Geschrei, und kämpften, bis sie die Gegner unter die

Mauern von Baden trieben. Der Bürgermeister täuschte das Volk, und blieb in Amt und Ehren; der bessere Ruhm gehört dem tapfern Manesse. Im nächsten Frühjahr drangen tausend Oestreicher zwischen dem Zuger und Waldstädter See vor, beraubten und verbrannten Küßnach. Denen, als sie mit der Beute abzogen, stellten sich zwei und vierzig Männer von Schwyz entgegen, ihnen den Raub abzujagen. Als siebzehn von ihnen gefallen waren, und die übrigen fünf und zwanzig nicht aufhörten, hart zuzusetzen, fürchteten die Oestreicher Hinterhalt, und wichen aus dem Kampfe. Die Schwyzer aber rächten Küßnach durch Zerstörung von Habsburg auf dem Felsen Rothenflue am Lucernersee.

Zug, in alter Zeit unter den Grafen von Lenz- Kap. 76.
burg angelegt, gehorchte noch dem Herzog von Oestreich, und die Bürger waren ihm zugethan. Die Landleute aber hielten es mit den Waldstädten. Daher wurde es diesen leicht, mit zweitausend der Ihrigen und sechshundert von Zürich bis unter die Mauern der Stadt vorzudringen. Die Bürgerschaft sendete an Albrecht nach Königsfelden, und bat dringend um Hülfe. Der Herzog behandelte den Boten, einen der vornehmsten Bürger von Zug, mit Verachtung, sprach, während jener die Bedrängniß der Stadt vorstellte, mit einem Falkenier, und entließ ihn mit den Worten: er solle nur gehen; man werde alles bald wieder erobern. Als die Zuger hörten, daß sie von ihrem Herrn so verlassen würden, warfen sie sich ihren Brüdern in die Arme, nahmen die Belagerer in die Stadt auf,

uud traten zu dem Bund der Eidesgenossen, doch, wie die andern, mit Vorbehalt aller Herrschaft und
Zug. 1352. Einkünfte des Herzogs. Das beschleunigte den Heereszug Albrechts. Im Julius desselben Jahrs legte er sich mit dreißigtausend zu Fuß und viertausend Speerreitern vor Zürich, nach dem Fall dieser Stadt schnellen Sieg über die andern erwartend. So große Macht hatte er durch drückende Auflagen in seinen Ländern zusammengebracht. Auch waren die Edeln des Aargau, des Thurgau, des Uechtlandes, von Elsaß und Schwaben, die Banner von beiden Freiburg, dem deutschen und dem schweizerischen, von Straßburg, Basel, Schafhausen, Bern, Laupen, Murten, Solothurn ihm zugezogen. Selbst der Kurfürst von Brandenburg, Sohn des Kaisers Ludwig des Baiern, und der Burggraf zu Nürnberg, waren bei dem Heere. Die Züricher ließen sich aber durch den Glanz der Kriegsmacht, die sie umlagerte, nicht schrecken. Was sie vorausgesehen hatten, geschah. Hungersnoth und Unordnung unter den feindlichen Schaaren vertheidigte sie mehr, als ihre Befestigungen. Da übernahm der Kurfürst von Brandenburg, bei dem Herzog und um seines Vaters willen auch bei den Schweizern hoch angesehen, die Vermittelung. Im Herbstmond wurde, nachdem das Heer ohne That wieder abgezogen war, zu Lucern der Friede geschlossen, unter den Bedingungen, daß alle Gefangene, namentlich der Graf Johann von Rapperswyl, losgegeben, alle von beiden Seiten eroberten oder in Pfand genommenen Güter zurückerstattet wurden; daß Lucern, Schwyz, Unterwalden dem Herzog, was

er bei ihnen an Rechten und Gütern zu fordern hatte, Zug und Glaris rechtmäßigen Gehorsam leisten, die Eidgenossen keine Bünde mit östreichschen Städten und Ländern schließen, Zürich und Lucern keinen östreichschen Landleuten Bürgerrecht geben sollten. Uebrigens wurden alle Bundesverträge, Freiheiten, Herkommen und Rechte vorbehalten.

So war mit so furchtbarer Rüstung für Oestreich nichts gewonnen worden. Denn ihre Verpflichtungen gegen den Herzog hatten die Eidgenossen, wenn sie nicht im Kriege begriffen waren, immer treulich erfüllt; dagegen behaupteten auch sie ihre stets nur zum Schaden der Angreifenden angetasteten Rechte. In demselben Winter wuchs ihrer Vereinigung eine neue Bürgschaft dauernden Bestehens dadurch zu, daß Bern, das, von ihnen bei Laupen so tapfer unterstützt, ungern an dem Kriegszuge gegen Zürich Theil genommen hatte, in den Bund trat, zu gegenseitiger Hülfe, freundlichem Verkehr, und friedlicher Schlichtung jedes Zwiespalts, der unter ihnen entstehen könnte, so wie die Bedingungen unter den übrigen galten. So schloß sich die Eidgenossenschaft der acht alten Orte, Zürich, Schwyz, Uri, Unterwalden, Glaris, Lucern, Zug, und Bern. Der Herzog Albrecht aber deutete den Sinn des Friedens so, daß Zug und Glaris dem Bunde wieder abschwören sollten; dagegen die Eidgenossen sich auf den Vorbehalt aller Bundesverträge, Freiheiten, Herkommen und Rechte beriefen, wodurch die Unauflöslichkeit des Bundes ausgesprochen wäre. Zürnend besprach sich der Herzog erst mit dem Kai-

Kap. 77.

Bern. 1353.

ser, dem Böhmenkönig Karl dem Vierten; dann brachte er seine Klagen vor den deutschen Fürstentag zu Worms. Zu gleicher Zeit erneuerte er die Kriegsrüstungen zu großer Belästigung seiner Länder. Der Kaiser, geschickt in Unterhandlungen, selten bereit zu kräftigem Eingreifen, kam selbst
1354. zweimal nach Zürich, um durch seinen Ausspruch den Streit zu schlichten, der nicht die Schweizer allein, sondern die große Frage galt, wie weit der Fürsten Rechte, und wie weit die des Volks gehen dürften. Unwillig über die Festigkeit der Verbündeten, die immer von der Unverletzbarkeit ihrer ewigen und heiligen Eidgenossenschaft sprachen, erklärte er zu Zürich im April 1354', „ihr Bund sey ungültig; Reichsglieder dürften sich ohne das Reichshaupt nicht mit einander verbinden; sie sollten sich binnen zwei Tagen entschließen, ob sie in allem dem angebotenen Spruch gehorchen wollten." Die Eidgenossen, nachdem sie unter sich reiflich Rath gepflogen hatten, antworteten im Namen ihrer Städte und Länder: „sie seyen einfältige Leute, und verstehen sich nicht auf die Rechte; was aber beschworen sey, das wollen sie halten." Darauf wurde der Reichskrieg gegen sie beschlossen, und man rüstete in den deutschen Landen, in denen des Kaisers, und Oestreichs. Im Junius erging an sie von Regensburg aus, wo die Fürsten versammelt waren, die Ankündigung des Kriegs von dem Kaiser, darum weil das Recht, welches er ihnen sprechen wollen und welches der Herzog angenommen, von ihnen verschmäht worden sey.

... 78. Das Reichsheer wurde langsam aufgebracht in

einer Zeit, wo die Fürsten und Städte unter sich überall Streit hatten, und zu einem Kriege, der den Meisten mißfiel, den Uebrigen keinen eignen Gewinn versprach. In der Zwischenzeit kaufte Albrecht von seinem verarmten Vetter, dem Grafen Johann von Habsburg, die Burg und Stadt Rapperswyl, baute und befestigte sie, und legte sich wieder vor Zürich. Nach drei Wochen stieß auch der Kaiser mit den deutschen Schaaren zu ihm. Der Kurfürst Rudolf von der Pfalz, der Kurfürst Ludwig von Brandenburg, die Bischöfe von Basel, Constanz, Chur, Bamberg, Würzburg, Freisingen, der tapfere Graf Eberhard von Würtemberg, Feldherr der Oestreicher, Johann und die übrigen Grafen von Habsburg, eine Menge der Edeln von Deutschland und der Schweiz, und die Ausschüsse von drei und zwanzig benachbarten Städten, zusammen an viertausend berittene Helme, und vierzigtausend andere Reiter und Fußvolk, belagerten unter dem Kaiser am 20sten August die Stadt Zürich, und begannen den Krieg mit Verwüstung des Landes. In der Stadt waren nicht mehr als viertausend Eidesgenossen, ein Haufe, durch einen kräftigen Angriff leicht zu überwältigen, wäre Ernst und Eintracht unter den Feinden gewesen. Aber da ein Sturm auf das verschanzte Lager der Eidesgenossen unternommen werden sollte, stritten der Bischof von Constanz, der Herzog Albrecht, und die Böhmen um den Vorrang. Darüber wurde der Angriff aufgeschoben. Die Züricher aber machten bald Ausfälle, um die Ihrigen nicht erschlaffen zu lassen; bald suchten sie Unterredung und Einver-

ständnisse in dem Lager der Feinde. Sie sprachen da und dort von dem Stolz des Hauses Habsburg, das, in nicht hundert Jahren zu solcher Macht emporgewachsen, jetzt alle Freiheit zu unterdrücken drohe; warum die Fürsten, warum die Städte sie der unersättlichen Herrschbegierde dieses einen Geschlechts aufopfern wollten? Dazu steckten sie auf einem hohen Thurme der Stadt das Banner des deutschen Reichs, den schwarzen Adler im goldnen Felde, auf, als solche, welche an dem Reiche treu und unverbrüchlich hielten. In dem Zelte des Kaisers selbst erschienen Friedensboten der Eidesgenossen; und dieser, wie heftig auch der Herzog von Oestreich widersprach, erklärte: „Er halte für unschicklich, daß ein Kaiser wider den Willen der meisten Stände und Völker des Reichs gegen die Schweizer Krieg führe; da jene den Vorbehalt der ewigen Rechte und Bündnisse, auf welchen diese sich beriefen, billigten, so wolle er im nächsten Jahre nach neuer Berathung als Reichsoberhaupt das Endurtheil sprechen." Kaum war dieses Wort im Lager bekannt geworden, als auch eine Schaar nach der andern mit eben so großer Eile zum Abmarsch aufbrach, als vorher ihre Langsamkeit zum Anzug gewesen war. Am vierzehnten des Herbstmondes waren alle Zugänge zu Zürich wieder frei.

Kap. 79. Nur Albrecht setzte den Krieg noch einige Zeit lang fort. Funfzehnhundert Ungarische Reiter, die er geworben hatte, zogen in dem offnen Lande umher, verwüstend und plündernd. Weil sie aber den östreichschen und der verbündeten Edeln Gütern mehr Schaden thaten, als denen, die in ihren

Städten und Gebirgen wohl gesichert waren, machten sie alle Bewohner, auch die vorher die erbittertsten gegen die Eidesgenossen waren, zum Frieden geneigt. Nachdem sich die Nachbarn mit ihnen verglichen hatten, kam im nächsten Jahre von dem 1356.
Reichstage zu Regensburg des Kaisers Vorschrift, und östreichsche Räthe trugen sie von Ort zu Ort, um den einzelnen Mitgliedern des Bundes unbedachte Unterschrift abzugewinnen. Es war darin gesagt, daß die Züricher dem Herzog alle Abgaben, die sie ihm nach alten Rechten zu zahlen schuldig wären, fortdauernd entrichten, daß sie keinen östreichschen Unterthan in Bürgerschaft oder Bund aufnehmen, und Zug und Glaris dem Herzog wieder gehorchen sollten. Auch verlangte Oestreich, daß aller Streit um seine Rechte in seinen Städten und in seinen Waldstädten von einem Gericht, aus drei Oestreichern und drei Zürichern bestehend, geschieden werden sollte. Der Bürgermeister von Zürich, Rudolf Brun, weigerte sich nicht einen Augenblick der Unterschrift, so daß schon damals vermuthet wurde, was man nachher als gewiß erfuhr, daß er heimlich einen Bund mit Oestreich beschworen habe, ihm und dessen Amtleuten zu dienen, ihren Schaden zu wenden, und ihren Vortheil zu befördern, zwar nicht wider den Kaiser, oder wider Zürich, oder wider dessen Eidesgenossen, doch ohne sich von diesen in seinem Wirken für Oestreich hindern zu lassen. Dafür hatte er einen Lohn von tausend Gulden, innerhalb zehn Jahren zahlbar, ein Leibgeding von hundert Gulden, und eine Stelle im geheimen Rath von Oestreich sich

versprechen lassen. So einseitiges Gewähren in einer Sache, die alle anging, für die alle so viele Jahre tapfer gestritten hatten, erregte Unruhe und Spaltung unter den Eidgenossen, und sie mehrte sich, als der Kaiser, mehrmals mit Vorstellungen angegangen und nach langem Zögern, die Erklärung gab, daß bei seiner Ungnade Zug und Glaris nie als bundesverwandte Orte betrachtet werden sollten. Doch, während einige untreu, andere wankend zu werden anfingen, und selbst Lucern, Uri, Unterwalden zu handeln säumten; schritten die von Schwyz zu muthiger That, nahmen Zug und Glaris mit ihren Bannern ein, empfingen und leisteten den alten Eid, und retteten so den Bund, ohne daß der Kaiser, dem andere Angelegenheiten weit mehr am Herzen lagen, als was er Oestreich aus Gefälligkeit nachgegeben hatte, zu Bekräftigung seines Ausspruchs mit seiner oder des Reichs Kriegsmacht etwas verfügte.

Kap. 80. So kam es, ungeachtet Zürich mit dem östreichischen Landvogt Albrecht von Buchheim einen neuen Bund zu gegenseitigem Beistand geschlossen und bald in dieser, bald in jener Landschaft der Krieg sich gezeigt hatte, durch Ermüdung der einen, durch Standhaftigkeit der andern Seite, zum Frieden; und, weil ein östreichscher Pfleger, Peter Freiherr von Thorberg, den Waffenstillstand vermittelt hatte, ist er der Thorbergsche Friede genannt worden. Kurze Zeit darauf starben die Männer, die in den letzten Kämpfen vor den andern vorn an gestanden hatten. Herzog Albrecht, von körperlichen Leiden, noch mehr von Unmuth und

Verdruß über so viele vergebliche Unternehmungen niedergedrückt, starb im Jahre 1358, siebzig Jahre 1358.
alt, im funfzigsten Jahre nach Ermordung seines Vaters, des Königs Albrecht. Der Bürgermeister Rudolf Brun überlebte ihn nicht lange, nach Thaten, die Bewunderung verdienen, mit der Schande grausamer Rachsucht, feiger Flucht aus der Gefahr, und Verraths an den Pflichten befleckt, die er mit vorleuchtendem Beispiel der Treue und Uneigennützigkeit hätte bewahren und beschirmen sollen. Seine letzten Tage sind so verachtet worden, weil man das Gewebe seiner Listen und die Schlechtheit seiner Handlungen überschauen konnte, daß man von ihm, dem früher so Gefürchteten, nicht gewiß weiß, wann und wie er gestorben ist.

Zustand der Eidesgenossenschaft während des Friedens mit Oestreich. 1358 — 1385.

Der stille Fleiß der Einwohner und die kluge Kap. 81.
Benutzung der Zeitumstände, dazu Eintracht und Mäßigkeit, während die weltlichen und geistlichen Großen in Ueppigkeit und Fehden verarmten, mehrten in den Friedensjahren den Wohlstand und die äußere Macht fast aller Orte der Eidesgenossenschaft. Größere und kleinere Gemeinen benutzten die Geldverlegenheit der Edeln und der Stifter, um sich von den Diensten und Verpflichtungen loszukaufen, die sie, den Rechten treu, auch nach dem Wiedergewinn der öffentlichen Freiheit zu leisten nicht unterlassen hatten. So bezahlte die kleine Hirtengemeine Ger-

sau, damals aus kaum zwanzig Häusern bestehend, von dem Ersparniß ihrer täglichen Arbeit Lösung von Grundzinsen und Zehnten, und die hohen und niedern Gerichte, trat mit den Waldstädten in Bund, und bildete von nun an einen kleinen Freistaat unter einem Landammann und neun Richtern aus eigner Mitte. Auf dieselbe Weise und unter gleichen Bedingungen verbanden sich Hergiswyl und Alpnach mit Unterwalden; Wäggis am Waldstädtersee wurde von den Eigenthümern an Lucern verkauft. Die drei Waldstädte erfreuten sich des Hirtenlebens, doch immer zum Kriege gerüstet. Appenzell, ein armes Ländchen, befreite sich mit Unterstützung der Stadt St. Gallen von dem harten Druck des Bischofs dieses Orts, und gewann eigne freie Verfassung. An Besitz und an bürgerlichen Freiheiten wuchsen Schafhausen, Basel, Solothurn, Biel, und Lausanne. Doch nur Widerstand gegen ungesetzmäßige Forderungen, oder Abkauf der gesetzmäßigen, war nach dem Urtheil der Meisten erlaubt, nicht wildes, gewaltsames Erzwingen verfassungswidriger Freiheiten. Als daher die von Brienz und Oberhasli aus eigner Widerspenstigkeit, und von den Edeln von Hunwyl und von Waltersburg angereizt, dem Vogt zu Rinkenberg allen Gehorsam aufkündigten, die Waffen ergriffen, und den Frieden des Landes verletzten; versagten ihnen die Eidgenossen ihre Unterstützung, und Bern stellte mit Kraft die Ordnung her, verjagte die Aufrührer, und befestigte dadurch den Grundsatz der Bundesglieder, daß ohne Gerechtigkeit keine Freiheit sey.

Zürich, dessen Verfassung die geistige Ausbildung aller Stände durch die Zuziehung der Zunftgenossen zu der Verwaltung der Geschäfte vorzüglich begünstigte, reich durch Handel, und vom Kaiser Karl dem Vierten selbst, der ihm den Einkauf mehrerer Reichslehen und Pfandschaften gestattete, mit freundlicher Achtung behandelt, wurde das Athen Helvetiens. Eine Zeit lang waltete der finstere Herrschergeist Brun's durch die Macht seines Geschlechts noch fort. Seine Söhne, einer Bruno Brun genannt, Probst bei dem großen Münster zu Zürich, vergriffen sich an dem Schultheißen von Lucern, und setzten ihn gefangen. Die Bürgerschaft ließ das Recht nicht beugen von den gewaltigen Männern und ihrem Anhang; und, als der Probst die Gerichte der Bürger nicht ehren wollte, gaben sie mit den Waldstädten, Zug, und Lucern den Pfaffenbrief, eine feierliche Erklärung wider den Mißbrauch des Ansehens der Geistlichkeit durch Eigengewalt, ausländische kirchliche Rechte, und Umgehung des bürgerlichen Rechtsganges. Darauf wurde der Probst aus der Stadt vertrieben. Dasselbe Schicksal traf durch eigne und väterliche Schuld das ganze Brun'sche Geschlecht. Desto friedlicher und gemeinnütziger wurde die Regierung unter dem Bürgermeister Rüger Manesse, dem siegreichen Anführer bei Tätwyl. Dieser ertrug es, daß die zu große Macht seines Amtes beschränkt, und Rath und Zunftmeistern größerer Antheil an der Pflege des Gemeinwohls gegeben wurde. Viele Edle wurden unter ihm Bürger zu Zürich. Ungeachtet des wachsenden Wohlstandes war er darauf

bedacht, Sparsamkeit und Zucht durch Einschränkung des Aufwandes, der Vergnügungen, und des ungehinderten Verkehrs der beiden Geschlechter zu erhalten. Er gab Gesetze gegen die verschwenderischen Gastmahle bei Eheverlöbnissen, über die Morgengabe, über Tanz und Kleidung, und Buhlerei der Frauen bei gottesdienstlichen Zusammenkünften.

Kap. 83. Es wird nicht unangenehm seyn, eine Beschreibung der Kleidertracht, wie sie im vierzehnten Jahrhundert war, hier eingeschaltet zu lesen. Die Schweizer pflegten früher das Haupt nicht zu bedecken, was sie für weichlich hielten, sondern langes Haar zu tragen, das ungekräuselt über die Schultern herabfiel; auch den Bart ließen sie wachsen. Nach und nach wurden die Mützen gewöhnlich, vorher eine Auszeichnung der Obrigkeiten. Ein Wamms mit Aermeln wurde über einen Rock ohne Aermel gezogen, der so weit auf die Schenkel herabging, als die langen Tuchstiefeln heranreichten. Beinkleider wurden nicht allgemein getragen. Mit der Zeit verzierte man diese Kleidung. Denn man fing an, den linken Aermel des Wamms von verschiedenem Tuch zu tragen, oft ein Zeichen der Parteien, und ihn mit Silber, Seide, und langen Fransen zu schmücken. Ein Aergerniß für die strengern Alten war es, wenn das Wamms zu eng und anliegend, oder mit übergeschlagner Kapuze, so daß man die bloße Brust sah, gemacht war; auch wenn der Rock, zu kurz, vielfarbige Beinkleider in die Augen fallen ließ. Die Frauen fanden besonders Gefallen an glänzenden, mit Seide, Gold, Silber, Kleinodien geschmückten Mützen, an schönen Gür-

teln, an Bildern und andern Zierrathen vor der Brust, an Schuhen mit aufwärts gekrümmten Schnäbeln. Die Eitelkeit fand selbst einen Ring an einer Fußzehe schön. Solcher Vergrößerung des Aufwandes und der Lust, sich zu schmücken und geschmückt sich sehen zu lassen, suchten die Gesetze des Manesse zu steuern.

Bern erwarb sich besondere Gunst des Kaisers Kap. 84.
Karl, als es ihn auf seiner Reise zu dem Pabst, der in Avignon war, mit einem Aufwand von dreitausend Pfund bewirthete. Es benutzte die Rechte, die er ihm gab, zu Erweiterung seines Gebiets durch Ankauf von Lehngütern und Einlösung von Pfandschaften. So gewann es die ganze Herrschaft Aarberg von den verarmten Häusern Welschneuenburg und Nidau, von andern Edeln Burgen und Dörfer; und setzte bewährte Rathsherren und Bürger zu Burgvögten und Schultheißen. Mit Biel und Solothurn wurden enge Bünde geschlossen. Um Biel führte es einen harten Krieg mit dem Bischof zu Basel, Johann von Vienne. Denn dieser verlangte, Biel sollte dem ewigen Bund mit Bern entsagen, und, da die Bürger es verweigerten, setzte er die vornehmsten derselben gefangen, plünderte und verbrannte die Stadt. Dafür brachen die Berner mit den Solothurnern auf, schlugen seine Schaaren, und zerstörten mehrere seiner Burgen. Von dem Grafen von Kyburg erwarben die Berner die Stadt Thun, doch ohne Kränkung ihrer alten Freiheiten, und den Rest der kyburg'schen Herrschaft für Geld, später auch Burgdorf nach blutigem Kriege. Denn immer waren sie gerüstet, tapfer

im Streit, und die kühnsten Bundesgenossen. Dieß bewiesen sie vor andern dem Herzog von Savoyen, als sie ihm auf dem gefahrvollen Zuge in das wilde Oberland und Wallis folgten, und der Stadt Solothurn, die ein raubgieriger Edler dem Verderben bestimmt hatte.

Kap. 85. Denn der Graf Rudolf von Kyburg saß unwillig über den Verfall seines sonst so mächtigen Hauses, verschwenderisch und streitlustig, wie seine Väter, auf dem Bergschloß Bipp am Jura unweit Solothurn, einer Pfandschaft des Grafen zu Thierstein. Aus den Kriegen in der Lombardei hatte er die Sitten Welschlands, nicht die gehoffte Beute mitgebracht. Darum gedachte er, sich der Stadt Solothurn zu bemächtigen, weil er auf einige Dorfschaften derselben Anspruch hatte. Dieß sollte in
1382. der Nacht vom 10ten November 1382 geschehen. Alles war wohl vorbereitet. Der Probst des St. Ursus-Münster war des Grafen Oheim; ein Chorherr desselben, der ein Haus an der Mauer hatte, sollte die Krieger, die sich aus den Burgen der Nachbarschaft unter der Stadt versammelten, hereinlassen; der Hammer der Sturmglocke war mit Tüchern umwickelt. Den Anschlag der Großen hatte, wie in Lucern und Zürich, als wachte die Vorsehung über der noch nicht gemißbrauchten Freiheit, ein einziger Mann gehört, ein Bauer von Rumisberg, Hans Rott mit Namen. Auf Nebenwegen lief dieser zur Stadt, rief die Wache am Eichthor, entdeckte den Verrath, machte, daß die Glocke befreit und zum Läuten gebracht wurde, also daß alles Volk auf die Mauern lief, und sich zur Vertheidi-

gung bereit stellte. So konnte der Kyburg nichts unternehmen. Der Chorherr, der dem Verrath hatte dienen wollen, Hans am Stein genannt, wurde seiner Würde entsetzt und geviertheilt, das Stift selbst mit Geld gebüßt. Dem Bauer wurde der Lohn, daß alljährlich dem ältesten seiner Nachkommen ein Rock von der Stadtfarbe, roth und weiß, gegeben werden sollte. Die Geschichte der Solothurner Mordnacht sah man lange in eherner Inschrift über dem Hauptthor des St. Ursus-Münster aufgestellt. Der Graf von Kyburg aber, anstatt Neues zu gewinnen, verlor in dem Kriege mit Bern und Solothurn Thun und was er früher verpfändet hatte, und Burgdorf, wie oben erzählt ist.

Aber, während Bern in einer offnen Landschaft mitten unter kriegerischen Edeln gelegen, den kriegerischen Sinn, den es von seiner Stiftung an hatte, in beständigen Kämpfen übte, und seine Macht nach allen Seiten vergrößerte; führte Mißbrauch der Gewalt von der einen Seite, Streben nach Freiheit von der andern auch in dem Innern dieser Stadt Unruhen und Aenderung der Verfassung herbei. Das Volk und die Aristokratie standen einander gegenüber, wie in dem alten Rom; wenige Familien, durch altes Geschlecht, Waffenthaten, Kunst die Menge zu regieren, und Reichthum ausgezeichnet, bemächtigten sich in dem Streit der Parteien der Leitung aller Angelegenheiten; das Volk murrte, und gehorchte. Um jeden Ausbruch zu verhindern, hatten die Gewalthaber, fast wie den Ostracismus der Athener, das Gesetz ein- Kap. 86.

11 *

geführt, daß, wer nur den Argwohn erregte, zu Mißhelligkeiten Anlaß geben zu können, in fünfjährige Verbannung verfiel. Selbst, wer nach der zweiten Feuerglocke ohne Licht in den Gassen gefunden wurde, mußte auf einen Monat die Stadt verlassen. Verboten war, Waffen zu tragen. Bei Ausbruch einer Unruhe war der Schultheiß mit dictatorischer Gewalt bekleidet. Man ging so weit, daß Verschwörungen gegen die Regierung des Staats erfunden wurden, um sich der Verdächtigen zu entledigen. Doch in einem freien Staate gelingen so gewaltsame Maßregeln nur kurze Zeit. Die Bürger, derselben überdrüssig, versammelten sich um
1384. Fastnacht 1384 nach altem Herkommen, die Vorsteher der Stadt und den Rath neu zu wählen, und entsetzten alle, die am Regiment waren, bis auf den Schultheiß Otto von Bubenberg mit vier andern, ohne einen an Leib noch Gut zu kränken. Vierzehn Tage nachher vereinigten sich Obrigkeit und Bürger, mit Eid und Vertrag bekräftigend, „daß sie fortan, wie ihre Vorfahren, als Brüder zusammen leben wollten, daß alles Geschehene vergeben und vergessen seyn, daß jährlich die guten Aemter und die Hälfte oder der Mehrtheil des Raths erneuert, daß jährlich aus den Handwerkern der Stadt zweihundert ehrbare Männer zu einem gemeinen großen Rath erwählt und der Gemeine vorgestellt werden, in keinem Jahre aber zwei Brüder zugleich in dem Rathe sitzen sollten." So wurde beschlossen und gethan. Als aber die Herrschaft der Wenigen einmal gebrochen war, so hielt man nach Wiederherstellung des gegenseitigen Vertrauens all-

mählig nicht mehr mit gleicher Strenge über den einzelnen Punkten dieser Verfassung; und die Bürger, wenn sie gut und billig regiert wurden, fragten oft nicht nach der jährlichen Erneuerung der Stellen, noch nach den Namen der Zweihundert. Denn die Sitten sind immer stärker als die Gesetze.

In beständigem Bündniß mit Bern war der Graf Amadeus von Savoyen, gewöhnlich der grüne Graf genannt, einer der größten Fürsten jenes Hauses, das seit Peter von Savoyen in der welschen Schweiz die oberste Macht gewonnen hatte. Er vereinigte mit den Besitzungen, die von den Vorfahren an ihn gekommen waren, das ganze Waadtland, und regierte mit Tapferkeit und väterlicher Milde. Sein Ansehen wuchs dadurch, daß ihm der Kaiser Karl der Vierte das Reichsvicariat in seiner ganzen Herrschaft verlieh, so daß alle Städte und Herren des Landes von ihm, wie sonst von dem Kaiser, das Endurtheil empfingen, alle Erzstifte und Bisthümer ihm die Huldigung leisten, und alle kaiserliche Gewalt mit Regalien und hohen Gerichten in ihm anerkennen mußten. Doch war sein schönster Ruhm, daß er die Verfassungen der ihm untergeordneten Länder nicht durch willkührliche Verordnungen änderte, daß die Menge der Städte, Flecken und Dörfer unter seinem Schirm fröhlicher aufblühte, und selbst der Stolz und unruhige Sinn der weltlichen und geistlichen Großen seiner Obergewalt sich fügte, weil sie in den Händen des Würdigsten war. Kap. 87.

So war der Zustand der helvetischen Länder in der Zeit des Friedens mit Oestreich. Die Städte,

sowohl die des Bundes, als welche unter Oestreich und Savoyen standen, wuchsen auf alle Weise zu innerer Freiheit auf; die Bischöfe zu Chur, Sitten, Lausanne, Genf, und zu Basel, das aus den Trümmern, in welche das Erdbeben es gelegt hatte, in kurzer Zeit wieder auferstanden war, und der Abt von St. Gallen, regierten in Friede und Achtung, wenn sie durch geistliche Zucht und Milde es verdienten, und unter harten Bedrängnissen, wenn sie den Stolz und die Unterdrückung der vorigen Zeit auszuüben versuchten. Denn auch in dem kirchlichen Wesen hatte die Zeit große Veränderungen herbeigeführt, zu welchen der Zwiespalt in der Verwaltung derselben durch Verlegung des päbstlichen Sitzes nach Avignon, das Aufleben der Alterthumswissenschaft in Italien, die freiere Lehrweise auf den Universitäten, das erwachte Gefühl der Freiheit in allen Ständen, und die höhere Richtung, die besonders der Bürgerstand überall genommen hatte, auf verschiedene Weise beitrugen. Nur das war in jener Zeit zu beklagen, daß bei dem raschen Heraustreten aus den morschen Fesseln der Priesterherrschaft viele auch von dem Ansehen des frommen Glaubens sich befreien zu dürfen glaubten, andere in Schwärmereien des Wahns oder der Sitten verfielen.

Kap. 88. Während sich so das Innere des Landes in der Waffenruhe Oestreich's gestaltete, kam zweimal große Gefahr von unerwarteten äußern Feinden, nicht der Verfassung, aber aller Ordnung und jedes ruhigen Besitzes. Wie in Italien durch die fortdauernden bürgerlichen Kriege der Parteien, die sich unter den Namen der Welfen und Gibellinen mit offner Gewalt oder durch heimliche Hinterlist bekämpften, so bildeten sich auch in dem selten ruhenden Streit zwischen England und Frankreich Kriegerschaaren, die, aus allen Völkern zusammengeflossen, bald für Sold Königen und Fürsten ihre Schlachten fechten halfen, bald, wenn jene ruhten,

unter kühnen Führern auf raschen Sieg und reiche Beute in dem Lande, wo sie besoldet worden waren, und über die Gränzen herumzogen. Ein solcher Führer war Arnold von Cervola, französischer Ritter, Statthalter in Berry und Nivernois, gewöhnlich der Erzpriester von Verny genannt. Mit den Trümmern der Heere, welche bei Poitiers gefochten hatten, einem Haufen, der oft zwanzig, oft an vierzigtausend Mann stark war,
durchzog dieser Frankreich, brandschatzte den Pabst 1365.
zu Avignon, und drang aus Burgund und Elsaß gegen Basel vor. Diese Stadt war kaum von dem Erdbeben erstanden, das durch zehn Stöße in der Zeit weniger Minuten die Häuser, Münster und Kirchen, die festen Mauern, und in der Nachbarschaft vier und achtzig Burgen in Staub und vorbrechende Flammen geworfen hatte. Damals riethen die Feinde Basels dem Herzog Albrecht von Oestreich, schnell die Stadt, mit der er in Streit war, einzunehmen. Er aber sprach: „Da sey Gott vor, daß ich die tödte, welche der Arm Gottes verwundet hat!", und ließ den Bürgern helfen, ihre Stadt zum Bau wieder zu reinigen. Jetzt zitterte die Bürgerschaft und der Bischof vor neuer Zerstörung durch fremde Raubschaaren. Sie sendeten um Hülfe zu den Schweizern. Von Solothurn und Bern kamen in wenigen Tagen funfzehnhundert Mann in weißen Röcken mit einem schwarzen Bär; deren Hauptmann sprach zu den Baselern: „Sintemal wir gesandt worden, alles für euch zu wagen, biderbe gute Freunde und Eidgenossen, — sie hatten einen Bund unter sich — so stellt uns an den Ort, wo die größte Gefahr seyn wird!" Auch ohne Bundespflicht zogen, um der Stadt in solcher Kriegsnoth zu helfen, dreitausend auserlesene Krieger von den Waldstädten, Zürich, Zug, und Glaris herbei. Da vermied Cervola, der von der Tapferkeit dieser Männer gehört hatte, einen Kampf, in welchem große Gefahr, und wenig Beute zu erwar-

ten war, und wendete sich gegen Metz. So wurden die Schweizer damals durch Entschlossenheit ohne Kampf gerettet.

Kap. 89. Aber zehn Jahre später erhob sich gegen die
1375. Herzoge von Oestreich Albrecht und Leopold eines Erbstreites wegen Ingelram (Enguerrand), Herr von Coucy und Graf zu Soissons, Eidam Eduard des Dritten, Königs von England. Ihm folgten viele englische Kriegshelden, eine Schaar von sechstausend wohlgerüsteten Männern zu Roß mit vergoldeten Helmen, mit Harnischen und Beinschienen, die schöne Kleider und Silbergeräth in prächtigen Zelten bei sich führten. Nach diesen wurde das ganze Heer oft die Engländer geheißen; auch gab man ihnen den Namen der Gügler, von den eisernen Gugelhüten oder Sturmhauben, die sie trugen. Aber außer diesen hatte Ingelram von Coucy in Flandern, Burgund, Lothringen, und von dem Rest der Schaaren des Cervola eine Menge Bewaffneter zusammengebracht, über vierzigtausend Mann. Mit diesen ging er in fünf und zwanzig Haufen gegen die östreichschen Länder in Elsaß und der westlichen Schweiz. Die Herzoge baten ihre alten Feinde um Hülfe. Die von Schwyz, Uri, Unterwalden, Lucern hielten nicht für gut, ihr Volk für die Herren aufzuopfern, die ihnen niemals Gutes gethan hatten, und wollten nur dem wehren, der bis an ihre Berge vordringen würde. Die Städte Zürich und Bern aber, in offnem Lande gelegen, sahen, daß nach Verheerung des Aargaues die Noth auch an sie kommen müßte, und rüsteten gegen Coucy. Nur von Lucern zog eine kleine Abtheilung zu dem Banner von Zürich.

Dem Feinde widerstand weder im Elsaß und Breisgau der Herzog Leopold mit seinem Schwager, dem Grafen Eberhard von Würtemberg, noch im Aargau einer der Herren des östreichschen Landes. Selbst der Vogt Peter von Thorberg verließ Herzogenbuchsee, wo er mit den Hülfsvölkern der

Städte stand, und gab alle Vertheidigung der offnen Gegend auf. Die Einwohner flüchteten aus den Dörfern; der Herzog sicherte seinen Rückzug vor der Verfolgung des gefürchteten Feindes durch Verwüstung des Landes. So gelang es dem Ingelram, bei Basel vorüber über Wallenburg und über die Höhen durch die Clausen bis an die Aar, dann, als er alle Wege offen fand, nach Solothurn vorzudringen. Seine Völker zerstörten die Burgen, und verwüsteten das Land vom Jura bei Neufchatel bis an die Gränzen von Zürich und die Waldstädter Gebirge. Dreitausend der Engländer — denn der Hunger plagte jetzt die stolzen Krieger, die im Anfange des Feldzugs von den östreichschen Landpflegern auf die Frage, warum sie kämen, sechszigtausend Gulden, sechszig Streithengste und so viel goldene Kleider verlangt hatten — streiften von Willisau her in das Land von Lucern. Da faßten die von Entlibuch, verstärkt durch Lucerner Jünglinge und freiwilligen Zuzug aus Unterwalden, zusammen sechshundert, die übermüthigen Plünderer im Büttisholz, und schlugen sie nach hartem Kampf. Es fielen jener so viele, daß der Hügel, unter dem ihre Gebeine liegen sollen, der Engländerhubel genannt worden ist. Als die Sieger in erbeuteten Rüstungen auf den Kriegsrossen der Engländer heimritten, seufzte einer der Edeln, die in dem Drange der allgemeinen Gefahr nicht aus ihren festen Burgen gekommen waren: „O edler Herr von edlem Blut, daß ein Bauer deine Rüstung tragen thut!" Der Mann von Entlibuch antwortete: „Hei, Junker, wir haben die Waffen empfahn, und edles und Roßblut zusammengethan." So redete aus ihm der glühende Kriegsmuth.

Die Berner verhinderte, nach des Herzogs Beispiel ihr Land vor dem Feinde zu verwüsten, ein Bürger Hans Rieder. So blieben die Einwohner in ihren zerstreuten Wohnungen, lauerten den Abtheilungen der Raubschaaren, wenn sie auf Kap. 91.

Nahrungsmittel ausgingen, bei finsterer Nacht, in strenger Kälte, und zwischen Morästen und Hügeln auf, und erschlugen viele. Die härtesten Niederlagen fügten die von Bern, Laupen, Aarberg und Nidau einer feindlichen Schaar bei Ins, und die Berner in finstrer Mitternacht einem englischen Heerhaufen von dreitausend Pferden in dem Kloster zu Fraubrunnen zwischen Bern und Solothurn zu. Achthundert der Engländer wurden getödtet, viele in dem Kloster verbrannt. Dort fiel auch Hans Rieder im Gefecht. So vieler Verluste überdrüssig, und von Kälte und Hungersnoth gequält, führte der von Coucy sein übriges Heer aus dem Lande der wilden Natur und der unbesiegten Freiheitsliebe heraus, und zog wieder in den Elsaß. Mit so vielem Volk hatte er nichts gewonnen, obgleich selbst ein tapferer, kühner Kriegsheld, als einen befleckten Namen. Erst nach zwölf Jahren erhielt er durch Vertrag mit Oestreich die Flecken Büren und Nidau. Rühmlicher focht er später gegen die Türken bei Nikopolis im Jahre 1396, in welcher Schlacht das christliche Heer dem Sultan Bajazed unterlag. Mit den Waffen in der Hand wurde Coucy gefangen, und starb unglücklich im Tode, wie im Leben, als ein Sklave in Asien. Den Schweizern aber hatte sein Zug gegen Oestreich, der sie so verwundend traf, neues Gefühl ihrer Kraft und neue Ueberzeugung von der Nothwendigkeit unverbrüchlicher Eintracht gegeben. Sie brauchten diese Lehre, und benutzten sie, als Oestreich sie bald darauf heftiger und stärker, als je vorher, angriff.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baumgarten-Crusius, Carl Wilhelm,

Die Geschichte der Schweiz

Bd.: 1

Dresden (1826)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.1,193(5,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11093984-9